P.o.germ.
1962
m(1

P. o. germ. 1962 m (1

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

Die

Ideale unserer Zeit.

Roman in vier Büchern

von

Sacher-Masoch.

I Buch

„Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, es fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!'

Goethe im „Faust".

„Es giebt nur eine Art zu malen und die ist:
Die Wahrheit zu malen!"

Jean Francois Millet.

Dritte Auflage.

Bern,
Verlag von B. F. Haller.
1876.

Landesbibliothek Eisenstadt

1

120 Y 86 3x

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Alle Autorrechte, namentlich das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Sacher-Masoch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Indem ich den Roman „die Ideale unserer Zeit“ der Oeffentlichkeit übergebe, bin ich auf mannigfachen Widerspruch, auf kritischen Tadel und persönliche Angriffe jeder Art gefaßt.

Liegt es doch in der Natur der Sache, daß die schmeichelnde Lüge besticht, während die Wahrheit mindestens unangenehm berührt, wenn nicht Schrecken und Empörung erregt.

Die Welt will betrogen sein, und mehr als von jedem Anderen von dem Dichter.

Wie treffend sagt Nikolaus Gogol in seinen unsterblichen „Todten Seelen“ von dem idealisirenden Poeten:

„Mit berauschendem Weihrauche hat er die Augen der Menschen umhüllt, er hat ihnen wunderlieblich geschmeichelt, indem er die Schattenseite des Lebens bedeckte und nur die Glanzpunkte enthüllte. Alles umringt ihn mit unendlichem Beifall und begleitet ihn zu seinem Triumphwagen. Er wird der große Weltpoet genannt, und wie der Adler in den Lüften erhebt er sich hoch über alle Geister der Welt.“

„Doch wie ganz anders“, fährt er fort, „ist das Loos des Schriftstellers, der sich erkühnt, das Alltägliche, das gleichgiltige Augen kaum bemerken, den schrecklichen aneckelnden Schlamm der unser Leben umgebenden Winzigkeit im Bilde darzustellen, der es wagt, mit dem kräftigen unerbittlichen Grabstichel die ganze Tiefe kalter, zerstückelter Charaktere, von welchen unser irdischer, bitterer und langweiliger Lebensweg wimmelt, zu zeichnen und sie klar und deutlich vor die Augen des Volkes hinzustellen! Er hört nicht den Beifall der Menge. — Er entrinnt auch nicht dem strengen Gerichte seiner Zeitgenossen, dem heuchlerischen gefühllosen Gerichte, das die von ihm gepflegten Schöpfungen niedrig und nichtig nennt und ihm Herz und Gemüth und die göttliche Flamme des Talentes abspricht. Denn dieses Gericht erkennt es nicht an, daß die Bewegung der kleinsten Insekten und der Glanz der leuchtenden Sonne gleich wunderbar, daß viel Gemüthstiefe dazu nöthig ist, um ein aus dem niedrigen Leben aufgenommenes Bild mit dem warmen Schöpfungsstrahle zu beleben, daß es ein Gelächter giebt, das sich würdig mit den höheren lyrischen Regungen in eine Reihe stellt. All dies will es nicht anerkennen und überhäuft den Schriftsteller mit Vorwürfen und Schmähungen; ohne Erwiderung, ohne Theilnahme steht er da, ein einsamer Wanderer auf dem Lebenswege.“

Auch ich werde mit meinem Romane dem heuchlerischen Gerichte der Zeitgenossen nicht entgehen, aber ich tröste

mich mit dem Ausspruche des großen Frankfurter Weisen: „Das Zeitalter, d. h. die jedesmalige stumpfe Menge, kennt selbst nur Begriffe und klebt daran, nimmt daher manierirte Werke mit schnellem und lautem Beifall auf: dieselben Werke sind aber nach wenig Jahren schon ungenießbar, weil der Zeitgeist, d. h. die herrschenden Begriffe, sich geändert haben, auf denen allein jene wurzeln konnten. Nur die echten Werke, welche aus der Natur, dem Leben unmittelbar geschöpft sind, bleiben, wie diese selbst, ewig jung und stets urkräftig. Denn sie gehören keinem Zeitalter, sondern der Menschheit an: und wie sie eben deßhalb von ihrem eigenen Zeitalter, welchem sich anzuschmiegen sie verschmähen, lau aufgenommen, und weil sie die jedesmalige Verirrung desselben mittelbar und negativ aufdeckten, spät und ungern anerkannt werden, so können sie dafür auch nie veralten, sondern sprechen auch in der spätesten Zeit immer noch frisch und immer wieder neu an."

Mein Roman ist unmittelbar aus dem Leben geschöpft und huldigt also nicht allein der Moderichtung der deutschen Literatur in keiner Weise, sondern sagt sich überhaupt von den Traditionen der deutschen Prosadichtung vollkommen los.

Ein einziges Mal hat ein Poet in Deutschland gewagt in einem Romane, statt von Begriffen gelenkten Puppen, wirkliche Menschen darzustellen und dafür einerseits die Verdammung der deutschen Kritik und der

deutschen Pharisäer, anderseits aber die Begeisterung seiner Nation und die Bewunderung Europas geerntet. Es war dies Goethe mit seinem „Werther.“ Sein Beispiel hat keine Nachahmung gefunden, ja er selbst hat in seinen weitern Romanen diese gesunde Bahn verlassen und sich in Abstraction und Allegorie verloren.

Der objectivste und geistvollste Kritiker Frankreichs und vielleicht Europas in unseren Tagen, Amédée Achard, vergleicht den guten Roman mit „einer moralischen Landschaft.“

„Es ist der Roman“, sagt er, „mit dem man in das Herz einer Nation eindringt, er macht uns mit den Sitten, Gewohnheiten, dem Geschmack, den Schwächen, Eitelkeiten tiefen Instinkten und vorübergehenden Leidenschaften derselben bekannt. Die Perspectiven wechseln, aber es ist immer der Mensch mit seinem beweglichen Herzen, den man vor sich hat.“

Wenn dies von den englischen und russischen Romanen fast ohne Ausnahme gilt, vielen französischen, spanischen, italienischen, schwedischen, amerikanischen, holländischen und sogar ungarischen zuerkannt werden muß, so kann man im Gegentheil behaupten, daß man selbst aus den besten deutschen Romanen weder das deutsche Volk noch den Menschen im Allgemeinen kennen lernt.

Die deutschen Romane, sind, mögen sie das menschliche Wesen überhaupt und das deutsche Wesen insbesondere, vom optimistischen oder pessimistischen Standpunkte auf-

fassen und wiedergeben, stets Produkte der Phantasie, nie der Wirklichkeit abgelauscht. Der deutsche Erzähler zeigt sich unfähig, das Leben wie es ist, vorzuführen, er giebt stets nur die Vorstellung, die er sich davon am Schreibtische erworben. Die Welt, die er kennt, wird nicht von der Sonne, sondern von seiner Studierlampe beschienen. Er verschönert oder verhäßlicht die Dinge; nur äußerst selten gelingt es ihm, sie so zu geben, wie sie in der That sind.

Zu dieser Unfähigkeit menschliches und speciell deutsches Wesen im Roman wahr darzustellen, zu diesem angeborenen Fehler ist in unseren Tagen noch die Absicht, noch wohlberechnende Tendenz hinzugekommen.

Ein eckelerregender Byzantinismus macht sich, wie in unserem politischen Leben, auch in unserer Literatur breit. Dem nebelhaften Zuge deutschen Wesens entsprechend begnügt sich die neueste Dichtung nicht damit, die großen Todten und die siegreichen Lebenden, einen Friedrich den Großen oder Bismarck zu verherrlichen, nein, in die Geschichten längstvergangener Zeiten (Freitag, die Ahnen) und sogar in unsere alten Heldenlieder (Jordan, Nibelungen) wird nachträglich die Hohenzollernsche Legende hineingedichtet, und wie der deutschen Dynastie, wird auch dem deutschen Volke ebenso blind als geschmacklos gehuldigt.

Man vergißt, daß ein Volk, das sich selbst verherrlicht, genau dieselbe komische Rolle spielt, wie ein Mensch, der sich selbst lobt; diese Rolle wird aber zu einer traurigen,

sobald man eben das an sich selbst in den Himmel hebt, was man an anderen verdammt hat, und dies ist der gröbste Fehler, in den die deutsche Literatur unserer Tage verfallen ist. Sie beweihräuchert an den Deutschen genau das, was sie seit Ludwig XIV., also seit beinahe 200 Jahren an den Franzosen als Nationalfehler bekämpft und beschimpft hat.

Ich zähle zu den Wenigen in Deutschland, welche auch unter veränderten Verhältnissen, welche nach Königgrätz und Sedan ihren politischen und sittlichen Grundsätzen, ihren freiheitlichen Idealen treu geblieben sind, welche sich weder durch politische Erfolge noch durch Siege auf dem Schlachtfelde bestechen lassen. Während fast alle anderen deutschen Schriftsteller zu Götzendienern des Erfolges und der Macht geworden sind, wage ich es dem deutschen Volke unserer Tage einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich genau so erblicken kann, wie es in der That ist. Ich habe den Versuch gemacht, deutsches Leben und deutsche Verhältnisse einmal weder verzerrt und verhäßlicht, noch verschönert oder geschmeichelt darzustellen, sondern einfach wahr, vorzüglich aber die bedenklichen Neigungen und Verirrungen, Thorheiten, Leidenschaften und Laster der Nation, welche in neuester Zeit aufgetaucht und von unseren Modeschriftstellern durch bedientenhafte Schönfärberei noch gesteigert worden sind, ohne jene bestechende Maske zu zeigen, hinter welcher patriotische und sittliche Heuchelei dieselben zu verbergen sucht.

Es ist an der Zeit, jener Selbstanbetung in Deutsch-

land entgegenzutreten, von der unsere Geschichtsschreiber so weise zu berichten wissen, daß sie andere große Nationen an den Rand des Verderbens geführt hat, die uns aber an uns selbst vollkommen berechtigt und ungefährlich erscheint; und nicht minder ist es an der Zeit, endlich wieder einmal jene großen und ewigen Ideale der Menschheit, jene unsterblichen Prinzipien der Freiheit zu verkünden, welche die Leitsterne unserer Väter waren, und denen wir nicht zu unserem Wohle untreu geworden sind.

Ich wiederhole es, ich bin darauf gefaßt, daß die Wahrheit, wie zu allen Zeiten auch in diesem Falle, nur Wenigen wohl thun wird, aber je größer der Sturm des Unwillens sein wird, den Verblendung, Thorheit, Selbstsucht und Heuchelei gegen mein Werk erregen, um so gewisser werde ich sein, mein Ziel erreicht, meine Aufgabe gelöst zu haben und das Bewußtsein, eine große und ernste Pflicht erfüllt zu haben, wird mich entschädigen für die Schmähungen und Verläumdungen, den Haß und die Verfolgung, denen ich ebenso gewiß als ruhig entgegensehe.

Bruck a. d. Mur. 1. Mai. 1875.

Sacher-Masoch.

Erstes Buch.

1. Kapitel.

Drei verständige junge Leute und ein alter Narr.

An einem fröhlichen Winternachmittag, so fröhlich wie er nur in einer deutschen Residenz, mit ihren der Antike nachgeahmten Palästen, nach der neuesten französischen Mode aufgeputzten Menschen, Soldaten, die in ungarisch, polnisch oder sonst wie zugeschnittenen Uniformen wie im Schraubstock stecken, und dem im englischen Style angelegten Thiergarten sein kann, bogen drei junge Leute, nachdem sie sich an den Vorüberfahrenden und Promenirenden satt gesehen, von dem den italienischen Städten abgepaßten Corso in eine kleine und enge Seitengasse ein, in welcher sich unter altdeutschen Giebeln die schmale aber schöne Front eines echt venetianischen Palazzo seltsam genug ausnahm.

Wie auf Verabredung blickten alle Drei zu den rauchigen von der Zeit geschwärzten kleinen Säulen und den im Staub erblindeten Fenstern hinauf und

blieben endlich vollends vor dem festverschlossenen Hause stehen, unmittelbar vor der kleinen Pforte mit dem seltsamen Thürklopfer, welcher einen hämisch grinsenden Faunkopf darstellte.

„Hört Ihr!“ begann der eine der jungen Leute.

Die beiden Anderen nickten und lauschten, indem sie den Kopf tief zur Erde neigten und die Augen halb schlossen, und es war der Mühe werth, denn die Musik, welche in dem stillen öden Gäßchen gleich überirdischen Tönen aus dem geheimnißvollen kleinen Palaste drang, war zugleich unvergleichlich schön und seltsam.

Es war schwer zu entscheiden, wer spielte und auf welchem Instrumente. Bald schwoll es kräftig gleich erhabenem feierlichen Orgelklang unter einer ehernen Manneshand, um dann wieder wie eine sanfte Flöte, wie der süße Hauch zarter schöner Frauenlippen, zu zittern, sich auf schmeichelnden Wellen zu wiegen und in wehmüthiger Sehnsucht zu ersterben. Bisher war in der seltsamen Musik eine wenn auch bizarre doch immerhin wohlthuende Harmonie gewesen, mit einem Male begannen aber die Töne durcheinander zu hüpfen wie Gnomen, halb plump, halb albern, um endlich in einem entsetzlichen Mark und Bein erschütternden Chaos unterzugehen, aus

dem man nur hie und da die wüthenden Stimmen schlangenhaariger Furien und die dröhnende Posaune des jüngsten Gerichtes deutlich zu vernehmen glaubte

„Das ist ja ausgesprochener Wahnsinn", bemerkte einer der jungen Leute, den die anderen Wolfgang nannten.

„Man behauptet auch in der That, daß er verrückt ist", fügte der Zweite hinzu.

„Ich weiß nicht", sagte leise, gleichsam beschämt, der Dritte, „für mich hat sein Spiel etwas unendlich Anziehendes, er muß sehr unglücklich sein."

„Dich zieht Alles an, was von der breiten Fahrstraße des gesunden Menschenverstandes abweicht", spottete der Zweite, „und je toller es sich anläßt, um so mehr. Du bist eben ein Phantast, den das Leben noch nie so recht unter seiner Kratzbürste gehabt hat, lieber Andor. Aber gehen wir —"

„Man erzählt kuriose Dinge von dem Grafen", begann Andor unterwegs.

„Ein Graf ist es?" rief Wolfgang.

„Graf Riva", sagte der Spötter von vorhin, „er soll ein fabelhaftes Vermögen besitzen, statt aber eine Equipage zu halten, eine Loge im Opernhause und eine Tänzerin oder sonst ein pikantes Evatöchterchen, sitzt er in seinem gruftartigen Palazzo wie

ein Dachs in seinem Bau, flieht die Menschen, musizirt und läuft auf der Straße herum wie Rameau's Neffe."

„Das ist aber doch interessant", meinte Wolfgang.

„Ich finde es nur albern", fuhr der Spötter fort, „übrigens ist auch sein sonstiges Gebahren eines Narren würdig."

„Wie das? — Erzähle doch."

„Es ist ja stadtbekannt", fuhr der Spötter fort, „zu Hause, oder vielmehr hier unter uns, auf der Straße — denn wie er zu Hause lebt, in seinem Palaste, der wie ein Sarg vernagelt ist, das hat noch Keiner ergründet, nicht einmal die hohe Polizei, die doch in ihrer liebevollen Besorgniß für das Wohl deutscher Unterthanen Alles ergründet — hier also — ist er anzusehen, wie eine Karte von Deutschland, bunt und zerrissen, aber jedes Jahr ein Mal verläßt er die Residenz, zu welchem Zwecke weiß Niemand, nehmen wir also an, um eine Reise zu machen. Da begleitet ihn dann ein halbverstorbener, moderiger Bedienter mit einem großen Bündel auf den Bahnhof.

Der Graf besteigt ein Coupée erster Klasse, legt hier seine zerrissenen Kleider ab, deren sich der Bediente hastig wie königlicher Kostbarkeiten bemächtigt, und kleidet sich auf das eleganteste an. Wenn er

zurückkehrt, erwartet ihn der Alte bereits auf dem Perron, nimmt die gräflichen Kleider in Empfang und der Narr kehrt wieder zerrissen, zu Fuße, in seinen Palast zurück."

Die drei jungen Leute waren im Gespräche um die Ecke in eine breite hübsche Straße gebogen und traten jetzt in ein kleines Kaffeehaus, in welchem sie, wie alle Nachmittage, in einer Fensternische an einem breiten Tische Platz nahmen, der sie ziemlich unsanft an die Wand preßte und so gleich angeschmiedeten Galeerensträflingen still zu sitzen zwang. Dennoch schienen sie sich sehr behaglich zu fühlen, ja ein gewisses Glück leuchtete aus ihren Blicken, daß sie den abscheulichen Platz unbesetzt gefunden.

Warum sie gerade dieses Kaffeehaus und stets Nachmittags um dieselbe Stunde aufsuchten?

Es war doch ein Kaffeehaus wie alle anderen, keines jener feenhaften, welche mit Vorliebe von queckfilberartigen Börsemännern und gelangweilten Baronen besucht werden, oder in deren durch keinen Tabakqualm entweihten, nach Emanzipation duftenden Räumen junge Damen in allen möglichen und unmöglichen Toiletten und Attituden sitzen, Eis nehmen, und in illustrirten Zeitungen blättern, unser Kaffeehaus hatte wie tausend andere im Sommer seine in

giftgrünen Kübeln stehenden Orangenbäume vor der Thüre, und zu jeder Jahreszeit seinen Nebel von Tabak, seine in ihren schwarzen Fracks an Raben erinnernden Marqueure, seine schachspielenden Professoren, beim Tarok sich erhitzenden kleinen Beamten, in kühnen schwungvollen Stellungen, das runde Glas in das Auge gezwickt, neben dem Billard stehenden und auf demselben liegenden Offiziere, seine kunstvoll geschminke Kassirerin mit dem unsterblichen Lemurenlächeln und seine zeitungslesenden Schildaer.

Es fehlte auch nicht der kleine nervös zitternde Seidenpintsch, welcher in jedem Kaffeehause von den Gästen mit Zucker gefüttert wird.

Was zog also unsere jungen Leute in dies gewöhnliche Lokal und an diesen häßlichen Platz? Sollten es die hübschen Mädchenköpfe sein, welche jetzt, wie auf Verabredung, an einem Fenster des ersten Stockwerkes in der gegenüberliegenden garstigen Zinskaserne hinter gelben, rothen und gestreiften Tulpen und Hyazinthen erschienen?

Es war in der That verdächtig, wie der Spötter von vorhin jetzt das Spiegelglas anhauchte und mit Hilfe seines Rockärmels die hübschen Eisblumen herabwischte, während die Mädchen drüben lachten,

ausgelassen und ohne Ursache, wie eben junge Mädchen zu lachen pflegen.

Dies also war der Zauber, welcher drei so widerstrebende Naturen wie unsere Freunde an einem so wenig behaglichen Orte Tag für Tag vereinigte, denn eine größere Verschiedenheit als sie diese jungen Leute zeigten, war kaum zu denken.

Andor, ein junger Gelehrter, Doktor der Philosophie, ein Grad und Titel, welcher die heutige Welt zu einem Lächeln reizt, und Privatdozent der Geschichte an der Universität, war genau das, was man sich unter einem Manne der Wissenschaft in Deutschland nicht vorstellt.

Er war groß und stark gebaut, so zwar, daß er sich zu Zeiten Friedrich Wilhelm I. vor preußischen Werbern hätte in Acht nehmen müssen, die Blechmütze auf dem Kopfe, hätte er mit den im großen Vorzimmer des Schlosses von Charlottenburg von dem soldatenliebenden Könige höchst eigenhändig abkonterfeiten Grenadieren des Leibregiments ohne Furcht in die Schranken treten können.

Der Unterschied zwischen dem Doktor und jenen Riesen bestand nur darin, daß die letzteren mit dem preußischen Korporalstocke wohl gedrillt ihre Riesenstärke vollständig beherrschen gelernt hatten, während

Andor, welcher, wie sein Onkel der Hauptmann behauptete, schon in der Wiege auf Büchern geschlafen und nie eine andere Waffe als die Feder (freilich die gefährlichste und giftigste von allen) geführt hatte, seine Glieder und seine Kräfte wie eine unnütze Last empfand und schwerfällig mit sich schleppte.

Wenn er zu Hause vor seinen hübsch gefalteten Bogen, vor seinen Büchern mit dem für echte Forscher so erquickenden Staubgeruch oder gar im Staatsarchiv vor hundertjährigen Urkunden saß und hundertjährigen Moder einsog, dann war ihm wohl, dann war er Mann, dann schreckte er vor nichts zurück, vor keiner noch so wahnsinnigen Abkürzung, vor keinem noch so barbarischen Ausdruck, aber im gemeinen Leben war er noch nie in eine noch so einfache Lage gekommen, ohne daß ihm seine eigenen Beine unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt oder seine Hände allerhand Possen gespielt hätten. Er haßte Alles, was an Eleganz oder Putz nur im entferntesten streifte, nicht etwa aus Prinzip, denn er schätzte es an Anderen, sondern aus Furcht, sich selbst Verlegenheiten zu bereiten.

Eine neue Halsbinde war im Stande, ihn in seinem Vortrage zu stören. Als Knabe weinte er jedes Mal, wenn er Handschuhe anziehen mußte.

Einmal schickte ihn seine Mutter an einem Sonntagsnachmittag zu dem Herrn Hofrath, mit dessen Söhnen er in die Schule ging. Ohne Handschuhe ging es da natürlich nicht ab. Der kleine Andor ließ sich mit finsterer Ergebung ankleiden, es waren seine Feiertagskleider, weiße Pantalons und hellblaue Blouse, welche ihm die Mutter gab, und ließ sich die ledernen Daumschrauben anlegen.

Nach einer Viertelstunde schon kehrte er von unten bis oben mit Koth bespritzt zurück.

„Herr meines Lebens, was hast Du denn gethan?“

„Ich bin gefallen“, flennte Andor, „weil ich Handschuhe anhabe.“ —

Trotz dieser bärenhaften Anlage war Andor doch entschieden das, was man einen hübschen interessanten Mann nennt, seinem Gesichte fehlte es nicht an Männlichkeit und geistigem Ausdruck, obwohl er weder Bart noch Brille trug. Sein reiches dunkles Haar war mäßig lang und aus seinen Augen leuchtete ebenso viel Verstand als gutmüthige Schwärmerei.

Sein Freund Plant, der Spötter, unterschied sich sehr wesentlich von ihm. Er war nur mittelgroß und mehr schlank und zierlich als kräftig gebaut, aber passionirter Turner, Schwimmer, Fechter und

wo es anging, auch Reiter, von Kindesbeinen auf besaß er eine ungewöhnliche Gelenkigkeit und jene Sicherheit, welche häufig den feinen Anstand, ja sogar die Noblesse des Auftretens ganz gut zu ersetzen im Stande ist. Sein Gesicht war ziemlich gewöhnlich, seine Stirne nicht besser gebildet, als es die guter Studenten in der Regel ist.

Das was an ihm bemerkenswerth und charakteristisch war, verbarg er, gewiß ohne Absicht, nämlich den energischen, festgeschlossenen Mund mit den vollen begehrlichen Lippen, unter einem blonden Vollbart, und das graue scharfe, gleichsam einschneidende Auge, das jeden Einblick in seine Seele kalt abzuweisen schien, hinter einer blauen Brille.

Plant war von einem kleinen stockhaarigen Pintsch begleitet, welcher die unverschämteste Hundevisage der Welt besaß, und vieleicht eben darum „Schäm — Dich" genannt wurde. Sein Herr hatte lange zwischen einem Pintsch und einem Rattler geschwankt, nur deshalb, weil beide Hundenationen jetzt eben in der Mode sind, und er in Allem mit beinahe religiösem Eifer der Mode huldigt.

Er war ärmlich, aber dabei doch nach dem neuesten Schnitte gekleidet, und wußte seiner Toilette durch grellweiße steife Papierkrägen, welche er trug,

durch den nachläſſig geſchlungenen Knoten eines ſchwer ſeidenen Halstuches und die feinen, wenn auch wiederholt geflickten Glacéhandſchuhe einen Anſtrich von Eleganz zu geben. Er war Juriſt und eben mit ſeinem Examen beſchäftigt, ſeinen beſcheidenen Unterhalt fand er dadurch, daß er in der Kanzlei eines Notars Abſchreiberdienſte verrichtete.

Der Dritte an dem Tiſch, den die beiden Anderen Wolfgang nannten, ſchien durch ſein Aeußeres Jedem von weitem ſchon zurufen zu wollen, „ich bin ein Künſtler“ und noch entſchiedener, „ich bin ein Deutſcher“.

Er war einer jener unglücklichen Patrioten, welche in ihrem Lande Alles vortrefflich finden, und in die Fehler ihrer Nation noch mehr verliebt ſind, als in die Vorzüge derſelben.

Wolfgang befleißte ſich vor Allem einer unermüdlichen Grobheit, er ließ ſich keine Gelegenheit zum Widerſpruche entgehen, knüpfte mit unglaubwürdiger Geſchicklichkeit an den kleinſten archimediſchen Punkt, den ihm ſein Gegner bot, einen Streit, der ſich endlos ausſpann, wie der unſterbliche Strumpf einer deutſchen Hausfrau, und warf im harmloſeſten Geſpräche mit wahren Felsſtücken herum.

Er war gut gewachſen, kräftig gebaut, und trug

auf seinen Schultern einen schönen echt germanischen Kopf, aber begnügte sich damit nicht. Ein schwarzer Sammtrock mußte eben so gut wie die fehlende Weste der Welt den Künstler verkünden, und da er zu jenen Biedermännern gehörte, welche das Deutschthum weniger in deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst und Kriegstüchtigkeit, als in langen Haaren, Biertrinken, Turnen und Singen suchen, so trug er eine förmliche Allonge von blonden Locken auf dem Kopfe.

Sein Evangelium war darin des Tacitus Germania.

Ob er hieraus die Ansicht geschöpft, daß die alten Deutschen ungewaschen waren, ist nicht gewiß, aber er selbst verschmähte Wasser und Seife offenbar sehr hartnäckig. Dabei war er ein Fürstenköpfer und Pfaffenbrater erster Sorte. Dies versteht sich von selbst.

Bildhauer von Handwerk, beschäftigte er sich, wie alle Leute dieser ewig raisonnirenden, phrasenden Sorte, eigentlich mit allem Anderen, mit Politik Chemie, Feldzugsplänen, Gründen von Vereinen, Fechten, Klavierspielen, Liebeln, dem Theater, der religiösen Reform, der Zucht von Laubfröschen und dem Beantworten aller möglichen Inserate, vorzüglich

der Heirathsanträge in den Zeitungen, nur nicht mit Bildhauerei.

„Ich begreife nicht", begann er jetzt mit seiner tiefen Orgelstimme — er sang im deutschen Sängerbunde ersten Baß — „wie man für diese bleichsüchtige Teschenberg oder gar für diese kleine wachsgelbe Jüdin mit dem Vogelgesicht schwärmen kann. Seht doch einmal Julie an, wie sie sich jetzt über die Blumen neigt, und ihr Haar wie Gold in der Sonne flimmert, das ist ein herrliches, ein echt deutsches Mädchen."

„Mein lieber Wolfgang", erwiderte Plant ruhig und sachgemäß, wie es dem Juristen ziemt, „Theilung der Arbeit heißt die Losung unserer Zeit, es wäre sehr unpraktisch, wenn wir alle Drei für dieselbe Schöne schwärmen würden, und so finde ich es sehr logisch, daß Du in Baronesse Julie verliebt bist, Andor von Fräulein Teschenberg phantasirt und ich mich mit der kleinen Rosenberg beschäftige, welche zwei sehr gute Eigenschaften hat, Geist und — Geld."

„Euer Geschmack ist aber entschieden undeutsch —" fiel Wolfgang kräftig ein, schon schwebte ein Streit über dem von Haus aus so friedlichen Tisch, aber der Laubfrösche züchtende Bildhauer kam nicht dazu, seinen Satz zu vollenden, denn eben trat eine selt-

same Gestalt in das Kaffeehaus, welche die Blicke Aller auf sich zog und die göttliche Grobheit auf Wolfgang's Lippen ersterben machte.

Der Eintretende war ein hoher Fünfziger, klein und hager, in zerrissenen Kleidern, welche aber doch unleugbare Spuren früherer Eleganz aufwiesen, durch die zum Theil abgelöste Krämpe seines hohen Kastorhutes drängten sich da und dort Büschel dunklen, stark mit Grau gemischten Haares hervor, sein schwarzer Frack von altväterischem Schnitte ließ durch einzelne Risse, ebenso wie die offene schwarze Weste ein feines Hemd von tadelloser Frische und Reinheit sehen. In den langen schwarzen Pantalons schlotterten ein paar magere Beine. Auch die Stiefeln, welche er trug, zeigten große Risse und Löcher.

Diesem Aufzug widersprach ein edel geschnittenes feines Gesicht und eine Haltung, aus der unverkennbar Selbstgefühl und Noblesse sprachen, diesem Aufzug widersprach auch die Geschäftigkeit der Marqueure, welche ihn zu bedienen, ihm den Hut abzunehmen, eine Tasse schwarzen Kaffee's und ein Schachbrett zu bringen eilten.

„Da habt Ihr den Narren", flüsterte Plant.

„Sollte es der Graf sein?"

„Er ist es, unser Diogenes, Graf Riva."

Als wüßte er, daß von ihm die Rede sei, heftete er seine großen, dunklen, durchbohrenden Augen der Reihe nach auf die jungen Leute und setzte sich dann an einen Tisch in ihrer Nähe, um ihnen den Rücken zu kehren und mit philosophischer Bedachtsamkeit mit sich selbst Schach zu spielen.

Seine Nachbarschaft schien auf den sonst so lauten Kreis, den ersten Bassisten des deutschen Sängerbundes nicht ausgenommen, eine lähmende Wirkung zu üben, die jungen Leute flüsterten nur noch. —

Plötzlich ertönte draußen lautes Schellengeklingel und dazwischen Peitschenknall wie Pistolenschüsse.

Plant fuhr in rasender Eile mit seinem Aermel über die Scheibe, während die Anderen ihre Gesichter an dieselbe drückten.

In einem von vier Schimmeln, mit wehenden Federbuschen auf den stolzen Häuptern gezogenen Schlitten, einen kleinen kugelrunden vor Kälte klappernden rothen Jokey hinter sich, flog eine junge schöne Dame in fürstlicher Wintertoilette vorbei, das feurige Gespann selbst mit energischer Hand lenkend.

Wie eine Erscheinung des Märchens war sie im Augenblicke erschienen und wieder verschwunden, und ließ die jungen Leute in einer stummen Extase zurück.

Der Erste, welcher Worte fand, war der Jurist.

„Ein Weib, das Einem das Blut in den Adern erstarren macht", sprach er, „welcher Despotismus der Schönheit und welche Energie des Willens im Blicke, in jeder noch so unbedeutenden Bewegung. Sie muß herrschen, wo sie sich nur zeigt, sie bedarf keiner Gewalt, keines Kampfes, man unterwirft sich ihr freiwillig."

„Plant!" lachte Andor auf, „Du schwärmst!"

„Ich schwärme?" wiederholte der Jurist, erstaunt gleichsam über sich selbst, daß er, der praktische Mensch, der Paragraphen-Tiger, schwärmen könne, „nun gut, ich schwärme in der That, ich schwärme, denn sobald man sich für einen Gegenstand erwärmt, den man nicht besitzen kann, gehört man unter den Goldschnitt, aber es ist viel mehr Zorn und Neid in mir, daß Unsereins einem so vollkommenen, so glänzendem Geschöpf, wie es diese Prinzessin Paula ist, nicht einmal nahen darf.

Ich habe immer den Eindruck bei diesen schönen, vornehmen Damen, daß, wenn ich mich ihnen zu Füßen werfen wollte, zu keinem anderen Zweck, als um sie anzubeten, sie ihr Kleid aufheben und bei Seite schreiten würden, gerade so, als ob sie in Gefahr wären, in den Koth zu treten."

„Ist dies Dein ganzer Freisinn?“ murmelte Wolfgang, „aber ich gestehe, daß Prinzessin Paula Deine Verirrung entschuldigt. Solche Frauen, welche wie ein Lichtstrahl wirken, giebt es doch nur in den vornehmen und fürstlichen Kreisen.“

„Theilweise richtig“, bemerkte der Jurist, der Alles sehr genau nahm, „nur in der Welt und — Halbwelt gibt es solche Frauen, was dazwischen liegt in der bürgerlichen Wüste läßt uns vergebens nach Genuß schmachten, nach Aufregung dürsten. Wir Plebejer können mit der Küchenschürze oder allenfalls ein paar lyrischen Locken zufrieden sein, hübsch sittsam, hübsch klug, hübsch langweilig. Schön zu leben, ist auch eine Kunst. Jene Frauen verstehen sie und deshalb werden sie von aller Welt begehrt und bewundert.“

Ein lautes Lachen unterbrach Plant mitten in seinem Enthusiasmus, dieses Lachen, so unheimlich es auch wirkte, war an sich weder dämonisch, noch verzerrt, es war das harmlose Lachen eines Kindes, dem etwas eine große und herzliche Freude macht.

Unheimlich klang es nur, weil derselbe Mann es ausstieß, welcher mit sich allein Schach spielte.

Graf Riva war es, welcher mit sich allein so aus ganzer Seele gelacht hatte, und jetzt ohne seine

Stellung zu verändern, oder den Blick von dem Schachbrette zu erheben, ebenso, in sich versunken, laut mit sich selbst zu sprechen begann.

„Vor Zeiten nahm man einen Köder, um Fische zu fangen", sprach er offenbar in der heitersten und sorglosesten Stimmung von der Welt. „Man nahm den Köder, um den verderblichen Widerhaken der Angel zu verbergen, und wenn ein Fisch Kraft hatte riß er sich nicht selten, bereits gefangen, von der Angel los, wenn auch blutend und wund, heutzutage braucht man keinen Köder, heutzutage ist es die verderbliche Angel selbst, welche die Fische reizt, sich fangen zu lassen."

„Wie sagt doch Shakspeare: Wägt das Quentchen Frauenfleisch mit einer Million auf, Ihr seid doch nicht im Stande, es vor Ansteckung zu bewahren.

O! wir geben uns gar nicht die Mühe, guter Shakspeare, diese Sorte Frauenfleisch ist es ja, welche uns am meisten lockt!" — er lachte wieder.

„Er spricht offenbar zu uns", flüsterte Wolfgang.

„Laß' ihn sprechen", machte Plant, mehr mit einem Zucken der Achseln, als mit Worten.

„Da glauben diese Menschlein von heute", fuhr der närrische Graf fort, „denn es sind wahrhaftige Menschlein, — die Menschen sterben immer mehr

aus, daß sie ein Heldenstück, eine richtige Herkulesarbeit vollbracht und alle Ideale ausgerottet haben, etwa wie schädliche Drachen, Riesen und Syrenen.

Ach! Ihr praktischen Leute, seid ihr so unpraktisch, nicht zu merken, daß die Menschheit ohne Ideale nicht zu bestehen im Stande ist? Ihr praktischen Leute von heute habt ja eben so gut Euere Ideale, die Euch tyrannisch beherrschen, wie wir dieselben hatten."

Der Satz schien ihm besonders wichtig, denn er hatte den schwarzen König ergriffen und mit demselben den wichtigen Satz auf dem Schachbrett unterstrichen, da stand er nun mit gesperrten Lettern, während weiße und schwarze Figuren gleich einer vollgesoffenen Kirchweih durcheinander schwankten und kollerten.

„Ganz richtig, ganz richtig", fügte er nach einer Weile ziemlich hitzig hinzu, als gelte es einen hartnäckigen Opponenten zu widerlegen, „Eure Ideale sind praktischer, allerdings.

Die Ideale des vorigen Geschlechtes schwebten in den Wolken gleich Götterbildern, aber sie warfen ihre Schatten auf diese arme Erde und ihre Schatten schon genügten, sie zu verklären, sie zu heiligen. Diese Ideale hatten seltsame Namen, lächerliche Namen allerdings, Namen nämlich, über die man heutzutage ebenso lacht wie über die Dinge, welche sie bezeich-

neten, sie hießen Liebe, Arbeit, Wahrheit, Schönheit und Freiheit."

„Ich weiß nicht, ob ich alle aufgezählt habe, aber zum mindesten doch jene, welche die praktischen Menschen von heute am lächerlichsten finden."

„Die Ideale unserer Zeit sind allerdings greifbarer, sie stehen mitten unter uns, verlockende Goldkolosse, wenn nur die thönernen Füße nicht wären! Genuß, Reichthum, Luxus, Glanz und Macht. Allerdings sehr artige Dinge, wenn nur die thönernen Füße nicht wären!"

„Wir waren Thoren, es ist nicht zu leugnen, wir jagten oft gleich Kindern einem bunten Schmetterlinge nach und ließen den schönsten Strauch süßer Beeren unberührt stehen, aber wenn wir uns in dem dunkeln geheimnißvollen Walde verirrt hatten und endlich mit zerrissenen blutenden Füßen den Ausweg fanden, da stand irgendwo ein Stern über uns, der strahlte so schön, so sanft, so tröstlich."

„Er scheint mir doch nicht so ganz verrückt", bemerkte Doktor Andor leise, „in seinen Worten liegt viel Wahrheit."

„Unsinn", schnarrte der Jurist.

Es entstand eine Pause, während der Graf Riva seine Schachfiguren von neuem aufstellte, und „Schäm

—Dich“ einen unbewachten Augenblick benützte, um den zitternden Seidenpintsch beim Ohre unter dem Billard durchzuziehen.

„Der Kronprinz soll ganz toll sein in die Prinzessin,“ bemerkte jetzt Wolfgang.

„Sie ist ja nur deshalb zu Besuch an unserem Hofe“, fügte Plant hinzu, „um ihn in einer ihrer seidenen Haarschlingen oder einer Masche ihres Strumpfbandes zu fangen. Die Heirath ist lange schon von der Diplomatie beschlossen und vorbereitet.“

„Prinzessin Paula wäre also —“

„Unsere künftige Königin“, rief Plant, „und wir haben Alle die reizende Aussicht, ihre Unterthanen zu werden.“

Wieder ertönte das Lachen des Grafen, auch diesmal kindlich, aber nicht ohne Beimischung von Bosheit.

„Allerdings, in ihren Adern rollt ja etwas vom Blute der zweiten Katharina“, sprach er vor sich hin, „sie ist übrigens von der Natur geschaffen, ein Geschlecht wie das heutige zu beherrschen. Wenn man wüßte, was ich weiß! Ja, ja, wenn man das wüßte, unsere Jugend würde ihr die Pferde ausspannen. Sie verdient es in der That, sie verdient es wenig-

stens eben so sehr, als irgend eine unserer Theaterfürstinnen, etwa die Lola Montez. Gewiß verdient sie es, ich bin der Mann, es nicht allein zu behaupten, sondern auch zu beweisen. Ich kenne Thatsachen, so schlagend wie Faustschläge in das Genick. Sie ist geschaffen, dieses Geschlecht zu entzücken und zu knechten. Wenn sie nicht Königin würde, wäre sie ohne Zweifel eine berühmte Aspasia oder Pompadour geworden. Spannt ihr die Pferde aus, auf meine Verantwortung."

„Was soll das heißen?" fragte Plant, und zwar ohne seine Stimme zu dämpfen, „sollte er wirklich über irgend einen kleinen Roman der Prinzessin unterrichtet sein? Das würde sie in meinen Augen noch um Vieles interessanter machen."

„Ja, gewiß, ich dulde keine Einwendung", rief der närrische Graf, auf Plant's Worte erwidernd, aber immer in sein Schachbrett vertieft, den Rücken kehrend, „es ist dies auch ein Ideal unserer Zeit. Die Tugend ist langweilig und das Laster verspricht uns so viel Vergnügen. Zum Henker, wir wollen unterhalten sein, wir sind nicht mehr einfältig genug, um uns mit dem zu begnügen, was unsere Vorfahren Zufriedenheit nannten. Wir verlangen nach Aufregung. Wir fragen nicht, was das Ende sein wird,

wir sind praktisch genug, uns immer nur mit der Gegenwart zu beschäftigen."

Eine Frau, die sich damit begnügt, uns lieb zu haben, uns das Haus wohnlich zu machen und unsere Kinder an Leib und Seele gesund heranzuziehen, wie langweilig, wie blöde, wie einschläfernd. Aber eine schöne Dame, welche unser Geld mit Geschmack zu verschwenden versteht, die ist es ohne Zweifel werth, daß wir für sie Opfer bringen, denn sie gibt unserem Dasein die Würze, jenen gewissen pikanten Wildpretgeschmack. Wenn sie an unserer Seite mit zehn Anderen liebäugelt, um so besser, wenn sie uns betrügt und unsere Eifersucht verlacht, noch besser, wenn sie uns überdies mit ihren kleinen Füßen tritt, unbezahlbar! Wenn nur diese kleinen Füße in kostbaren goldgestickten Sammtpantöffelchen stecken, und wenn sie es versteht, pikant, mit feinem Geschmack zu treten."

Der närrische Graf erhob sich mit einem Male hastig, warf seinen Hut auf den Kopf, warf Silbermünzen auf den Tisch, welche Alles reichlich bezahlten und den Marqueur noch überdies fürstlich belohnten und warf zuletzt auch noch einen großen fragenden Blick auf die jungen Leute. Aber dieser Blick mochte ihm nicht genügen, er trat nahe, ganz nahe an sie

heran, versenkte beide Hände tief in seine Pantalons und betrachtete sie mit einem ernsthaften Mitleid.

„Meine jungen Herren“ begann er, „Sie denken der Alte ist ein Narr, widersprechen Sie mir nicht“ — er machte eine Bewegung mit der Hand, wie ein Cäsar, der im Begriffe ist, eine Revolution im Keime zu ersticken — „Sie denken, ich bin ein Narr, weil ich in zerrissenen Kleidern umhergehe, weil ich die Menschen meide und laute Selbstgespräche führe, nicht wahr, Sie denken so. Aber ich sage Ihnen, ich bin kein Narr, ich gehe in diesen Kleidern, welche Keiner von Ihnen anzulegen wagen würde, ich führe diese Reden, welche Sie belächeln, o! ich weiß, daß Sie dieselben belächeln, weil ich ein Denker, weil ich ein Philosoph bin.“

„Merken Sie sich das, und merken Sie sich die eine große Wahrheit, welche ich entdeckt habe: Alle unsere Leiden, alle Täuschungen, Schmerzen, verfehlten Hoffnungen, aller Kummer und alle Müdigkeit und Abspannung unseres Weges auf Erden entspringen nur aus der Sucht sich hervorzuthun, zu glänzen, sei es durch Stellung, Titel, Reichthum oder persönliche Eigenschaften, nur deshalb, nur weil ich dies erkannt, trage ich diese Kleider, und glauben Sie mir, ich bin glücklich, in diesen zerrissenen Fetzen meiner Eitelkeit

und meiner Genußsucht, so glücklich, wie Sie es mit ihren Idealen nie sein werden, meine praktischen jungen Herren."

Damit schritt er majestätisch wie ein König aus dem Kaffeehause hinaus und ließ die drei jungen Leute ziemlich verblüfft und auch ein wenig beschämt zurück.

2. Kapitel.

Handelt von drei musterhaften Fräuleins.

Täglich um dieselbe Stunde, nach dem Mittagessen, trafen sich in dem Hause des Finanzrathes Teschenberg die drei jungen Damen, welche die Ideale der im Kaffeehause schmachtenden drei modernen Toggenburge waren, und täglich um dieselbe Stunde schwebten sie durch eine Reihe von breiten Straßen einem hohen, finsteren Hause zu, dessen drittes Stockwerk sie gemeinsam erstiegen.

Das Schweben, so wenig praktisch es sein mag, ist bei unseren modernen Damen immer wörtlich zu nehmen, da sie mit den Töchtern des himmlischen Reiches die Vorliebe gemein haben, ihre Füße in eine Art zierlicher spanischer Stiefel einzuschnüren, welche es ihnen unmöglich machen, fest aufzutreten.

Unter den drei Mädchen spielte Micheline Rosenzweig unstreitig die erste Rolle, und zwar aus verschiedenen Gründen. Vor Allem war sie es, welche

die Blicke der Vorübergehenden an sich zog, und eine Dame, welche gefällt oder gar Aufsehen erregt, genießt heutzutage immer schon einige Achtung. Der Deutscheste der Deutschen, der langhaarige Bildhauer hatte ihr entschieden Unrecht gethan. Sie war weder klein, noch wachsgelb, nur mit dem Vogelgesicht hatte es seine Richtigkeit.

Wie alle Orientalinen war Micheline mit achtzehn Jahren ein vollendetes Weib, hoch gewachsen, üppig entwickelt. Ihr dunkler Teint, dessen kräftiges Roth den Eindruck machte, als sei ihr schönes Gesicht von Innen erleuchtet, gab ihr einen fremdartigen prikelnden Reiz. Ihre Züge waren ebenso wenig antik harmonisch, als germanisch regelmäßig, sondern entschieden jüdisch, da war einmal nichts daran zu ändern. Doch ihr Vogelgesicht war bei allem scharfen Schnitt, bei allem Mangel versöhnender Linien, doch genau so pikant, wie es der Geschmack unserer Zeit verlangt. Blauschwarze, leicht geringelte Haare bildeten den effektvollen Rahmen desselben und unter den halbgeschlossenen Lidern blickten große schwarze sammtene Augen hervor, welche auf Jenem, an dem sie haften blieben, gleichsam träge und schwer auszuruhen schienen.

Das Wesen des Menschen, seine Eigenthümlich-

keit wie die Bildung, welche er empfangen hat, verräth sich ganz besonders in seiner Art zu sprechen, seiner Stimme und dem Gebrauch, den er von denselben macht.

Micheline Rosenzweig sprach jederzeit zu den Ohren einer ganzen Straße, und der Ton, in dem sie sprach, hatte etwas von der Glocke der Börse an sich, mit der ihr Vater, der Bankier, auf so gutem Fuße stand.

Dagegen besaß Baronesse Julie von Klebelsberg jene schmelzende Stimme, welche ganz Seele ist, und unser Herz so süß ergreift, wie ein Adagio von Mozart oder ein deutsches Lied. Sie war ein wenig kleiner als Fräulein Rosenzweig, aber noch lange nicht klein, schlank und zart, und hatte jenes echt deutsche Antlitz, das die Freude und Sehnsucht unserer Vorfahren war, und das aus Rosenknospen und Mondenschein gewoben zu sein scheint, während ihr Haar mit dem heißen Sonnenlichte an Glanz und mit der Seide an Weichheit wetteiferte.

Sie war nicht bleich, aber das Roth, das ihr Gesicht überzitterte, glich nur einem flüchtigen Schimmer, der von außen auf dasselbe fiel. Man hätte trotzdem schwören mögen, daß sie weißes Blut in den Adern habe. Ihre himmelblauen Lichter blickten

schwärmerisch, viel zu schwärmerisch für ein regelrechtes Mädchen unserer Tage.

Hanna Teschenberg war dafür, in Erscheinung und Wesen, so recht das, was man sich heutzutage unter einem wohlerzogenen, verständigen und reizenden Mädchen vorstellt. Ihre mittelgroße Gestalt besaß jene schlanke Elastizität, jene zarte knospenhafte Rundung der Formen, welche unserer Generation viel besser zusagt als titianische Ueppigkeit.

Hanna hätte auch in der That weder zu einer Semiramis sitzen, noch zu einer Germania stehen, noch zu einer Venus liegen können. Dafür sorgt bei unseren Damen neben der Mutter Natur das Korsett von Kindesbeinen auf, und es ist gut so, denn was wäre sonst das Loos der armen Männer von heute?

Auch das Köpfchen des Fräuleins Teschenberg war ein Köpfchen im pikanten Geschmacke der Zeit, da gab es keinen großen, keinen vollkommen ausgearbeiteten Zug. Alles schien für den Augenblick berechnet, im Keime erstickt, das kleine, etwas erhabene Näschen, das zarte, runde Kinn, der niedliche Mund mit den nie ganz geschlossenen Lippen, die niedere, von sanften braunen Haarwellen überflossene Stirne, die feinen Brauen.

Und wie modern war erst dieses Auge, dieser große graue Edelstein, der sich so klar aufthat in seinem vollen klugen Glanze, der so gar nichts Träumerisches, Schüchternes oder gar Phantastisches an sich hatte, ganz nur sicheren Verstand und eine tiefe, unerschütterliche Ruhe der Empfindung aussprach. Nur wenn es lächelte, dieses große Auge, und sich dabei ein wenig hinter den dunklen Wimpern verschleierte, wenn es sich gleichsam im Lächeln ein wenig vergaß, aber immer nur ganz wenig, dann leuchtete es für Momente so treu, so frisch, wie das blühende Leben, dann übergoß es die hohe jungfräuliche Gestalt wie holdes Frühlingswehen, aber das geschah nur selten, denn Fräulein Teschenberg war sehr gut erzogen.

Sie waren es alle drei, die hübschen Mädchen, alle drei sehr gut, sehr modern und daher wunderbar praktisch erzogen.

Nicht daß sie etwa gelernt hätten, einem mäßigen Hauswesen als tüchtige Hausfrauen vorzustehen, oder etwa sich ihr Brod selbst zu verdienen, oder gar — horibile dictu — gleich emanzipationstollen Russinnen — sich in den Wissenschaften unterrichtet hätten. Nein, unsere jungen Damen hatte man weder so spießbürgerlich, noch so entartet heranwachsen lassen. Sie waren praktisch erzogen, und praktisch ist in unseren

Tagen nicht die Arbeit, auch nicht die Wissenschaft, praktisch ist nur die Spekulation.

Unsere musterhaften jungen Damen waren somit von ihren musterhaften Eltern zur Spekulation erzogen, nicht etwa zu jener, welche sich um ein halb Perzent heiser schreit vor der Barrière der Sensale, aber zu jener feineren, welche auf der Börse des Lebens, auf dem Jahrmarkt der Liebe den Ausschlag gibt, sie hatten Alles gelernt, um sich angenehm, noch mehr, um sich begehrt zu machen, alle jene halb bewußten, halb unbewußten Künste, mit denen man heutzutage Herzen, nein, nein, die Sinne bezaubert und die Geldsäcke erobert. Sie hatten vor Allem gelernt, die Gaben, welche ihnen die Natur verliehen, in das günstigste Licht zu setzen, durch die feinste Tournure des Körpers und des Geistes, sie hatten aber auch gelernt, diese Gaben zu vervollständigen.

Jede von ihnen trug einen geistigen cul de paris.

Daß sie virtuos Klavier spielten, mit schwelgendem Gefühl und dem richtigen Augenaufschlag sangen, herrlich tanzten, noch herrlicher Eis liefen und fließend französisch plauderten, versteht sich Alles von selbst. Ebenso wenig darf man darüber erstaunen, daß sie bei ihren Briefen keinen Briefsteller zu Hilfe nahmen, daß sie mit der Orthographie niemals in Krieg ge-

riethen, ja sogar London ruhig an der Themse stehen und die Wolga nicht durch die schweizerischen Alpenthäler fließen ließen, damit war aber die Bildung unserer musterhaften Fräulein noch lange nicht erschöpft.

Unsere Zeit liebt die Kunst, wenn sie entweder die Nerven auf die Folter spannt, wie Richard Wagner's Musik mit ihrem Furienchor aller möglichen und unmöglichen Instrumente, oder die Sinne sättigt durch ihre Abundanz von Farben und Lichtern, wie Makart's Malerei, nämlich als Mittel der Aufregung oder der Erheiterung. Höhere Zwecke der Kunst als ihre Wirkung auf die Nerven, kennt unser materialistisches nervöses Zeitalter nicht.

In diesem Sinne ist es für junge Damen, welche gefallen, welche erobern wollen, von unberechenbarem Nutzen, sich mit den Künsten vertraut zu machen.

Micheline spielte Klavier mit einer Bravour, als ob alle Dukaten ihres Vaters über die stöhnenden Tasten klirren würden, ein Leierkasten hatte unbedingt Gefühl gegen dieses Spiel, aber so und so viel Salons hatten sie bereits bewundert und als sie einmal in einer Wohlthätigkeits-Akademie gespielt hatte, war sie sogar in den Zeitungen gelobt worden. Dieses Lob wurde mit auf die kollosale Inseratenrechnung der verschiedenen Geldinstitute gestellt, welche Herr

Rosenzweig mit so viel Geschick vertrat. Doch war ihre eigentliche Force die Malerei.

Ein von ihr nach der Natur gemalter Pintsch hatte in der letzten Ausstellung die Kenner sehr beschäftigt, es ließ sich nämlich darüber streiten, ob das Bild eine Muffe darstelle, eine stachlichte Riesenkastanie, oder einen Federwischer — Stillleben.

Baronesse Julie schwelgte in allen Stylarten der Baukunst. Da man ihr bisher keine Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente im Großen zu erproben, begnügte sie sich vorläufig damit, ihre „gefrorne Musik" in monumentalen Vogelhäusern auszugestalten. Sie hatte bereits für den Gimpel der Gräfin Bärnburg einen herrlichen gothischen Dom, für den Staarmatz des Finanzrathes Teschenberg ein amerikarisches Schulhaus und für ihre eigene Nachtigall einen wunderbaren griechischen Tempel erbaut.

Hanna liebte jene Künste nicht, deren Ausdrucksmittel, sei es zu einer gewissen phantastischen Verschwommenheit, sei es zu starrer unbeweglicher Harmonie einladen, das hübsche, kluge, bewegliche Töchterchen seiner Zeit liebte die Poesie, weil ihr die Sprache zu Gebote steht, und man weder in Farben, noch Tönen oder Linien so klar, so deutlich sein kann, wie in Worten.

Sie liebte die Literatur überhaupt.

Sie hatte Goethe, Schiller, Paul de Kock, Heine, Ada Christen, Shakspeare, Marlitt, den neuen Tannhäuser, Renan's Leben Jesu und die von der unermüdlich dem Zeitgeiste huldigenden Buchhandlung Rosner in Wien herausgegebenen „Gedanken aus — Nestroy" gelesen.

Wäre sie hundert Jahre, ja nur fünfzig Jahre früher geboren worden, hätte sie unstreitig Gedichte gemacht, aber als praktisches Mädchen unserer Tage schrieb sie Novellen und besaß die Grausamkeit, sogar Honorare für dieselben zu verlangen.

Daß die drei musterhaften Fräulein Freundinnen waren, ergibt sich von selbst, und zwar Freundinnen im echtesten Sinne uneigennützigster Mädchenfreundschaft, und diese Freundschaft war so groß, daß sie weder durch das unabläßige Bemühen jeder Einzelnen, die beiden Anderen durch Toilette und Talente zu verdunkeln, noch durch die kleinen Geschichten, welche jede von den beiden Anderen mit dem witzig pointirten Vortrag moderner Coupletsängerinnen zum Besten zu geben verstand, alterirt werden oder sie verhindern konnte, sich Schönheiten zu sagen, feurig zu umarmen und zärtlich zu küssen, so lange nicht ein Mann kam, der dies Alles besser zu besorgen im Stande war.

Was hatten aber unsere drei musterhaften Fräulein täglich in dem dritten Stockwerke jenes hohen finsteren Hauses zu suchen?

Sie waren im Begriffe, dort eine Kunst zu erlernen, welche in ihren Augen alle anderen Künste in Schatten stellte, nämlich die Kunst, Kleider zu machen.

Unsere praktische Zeit macht es nämlich den Damen, wenn ihr Reichthum sie nicht aller Sorgen enthebt, zur Pflicht, ihre Toilette selbst zu arrangiren, und zwar aus Gründen weiser Sparsamkeit, welche es nichtsdestoweniger denselben gestattet, den Tisch und die Speisekammer der Köchin und die Kinder der Amme und der Kindsmagd zu überlassen.

Vielleicht entspringt diese Neuerung des wirthschaftlichen Sinnes auch aus dem Gesichtspunkte, daß eine Robe oder Jacke ein viel wichtigeres Ding ist und eine viel feinere Behandlung verlangt, als die zartbesaitete, wachsweiche Kinderseele, welche ohne Zögern der ersten besten Dirne anvertraut werden kann.

Wie gewöhnlich traten die jungen Damen auch heute geräuschvoll in die Schneiderschule, und wurden von den hübschen Mädchen, welche bereits an den Arbeitstischen saßen, so geräuschvoll wie alle Tage

empfangen, während Mamsell Kronowetter, die strenge Beherrscherin dieser, der heiligen Mode geweihten Räume, mit dem Zuschneiden eines Samntmantels für die Generalin Kuckucksheim beschäftigt, nur ein leises Nicken des gedankenschweren, toilettengebärenden, Göttinnen zeugenden Hauptes für sie hatte.

Die drei musterhaften Fräulein saßen an demselben mit grüner Wachsleinwand überzogenen langen Tische in Gesellschaft mit der Komtesse Erwine Schnabelthal von der jüngeren Linie Hühnerschnabel, und dem Fräulein von Kronstein, der Tochter des Ministers von Kronstein.

Kaum hatten sie ihren Sitz eingenommen, waren auch schon die Nadeln und die noch um Vieles spitzigeren Vipernzünglein der jungen Damen in unermüdlicher Bewegung. Da war Niemand in der Residenz, der nicht seinen Nadelstich oder auch mehrere bekam, wenn nicht förmlich eingefädelt und in irgend eine Seidentunike mit eingenäht werde, vom alten Könige, der das Ballet protegirte, herab bis zu der Trödlerin Frau Peneke in der Lilienstraße, bei der sämmtliche junge Damen von Stand ihre ein wenig abgetragenen Kleider verschacherten.

Diese Leidenschaft für das, was ich den weiblichen Sport nennen möchte, war übrigens ebenso

gewöhnlich wie alles Uebrige in der Schneiderschule der Mamsell Kronowetter, bemerkenswerth waren nur die Nähpölster der jungen Damen und bei näherer Betrachtung sogar räthselhaft, denn jeder zeigte eine andere Kombination von Farben, aber stets nur von zwei Farben.

Diese Pölster waren die Anbeter der jungen Damen.

Das heißt, die Sache verhielt sich eigentlich so. Jede der jungen Damen hatte bereits irgend einen mehr oder minder offiziellen Anbeter und die Pflicht, der Schneiderschule über den Stand desselben ein offenes und reumüthiges Bekenntniß abzulegen.

Dem Stande dieses Anbeters gemäß wurde nun der Nähpolster seiner jungen Gebieterin eingerichtet nämlich in zwei Farben überzogen.

Die zwei Farben verdankten ihren Ursprung und ihr historisches Recht dem Umstande, daß das zweifärbige Tuch, nämlich der Militärstand, sich überwiegend der Gunst der hübschen Mädchen erfreute.

Fräulein von Kronstein hatte einen Polster von weißem Tuch, mit rothem Besatz, denn ihr Günstling war Premierlieutenant bei den Gardes du Corps, der Polster der Komtesse Erwine Schnabelthal von der jüngeren Linie Hühnerschnabel diente bei den

rothen Husaren, jener der musterhaften Micheline Rosenzweig stand bei der Garde zu Fuß, blau mit gelb, während die noch musterhaftere Baroneſſe Julie einen wahrhaftigen Dominikaner vor sich hatte, es war ihr Beichtvater, der schöne Pater Hasfege, welcher sie als seine Seelenbraut liebte und von ihr ebenso platonisch und christlich wieder geliebt wurde.

Unsere jungen Damen werden alle so vortrefflich bewacht, damit sie ja nie ein Meisterwerk wie den „Faust“ oder den „Hamlet“ in die Hand bekommen, der argen Unanständigkeiten wegen, wenn sie aber Dumas Fils lesen, nur um sich im Französischen zu üben, sieht kein besorgtes Mutterherz etwas Anstößiges darin. Und so thun denn unsere jungen Damen alle, par ordre du Mufti, so züchtig und stolz, und erröthen, wenn sie in einer Galerie eine Rubens'sche Nymphe erblicken, welche so schamlos ist und so wenig bon gout hat, sich ohne gestreifte Schwimmhosen und Schwimmjacke den Blicken der Männer preiszugeben, aber jede hat mit zwölf Jahren ihr „Ideal“ bei den Husaren, mit vierzehn Jahren ihre erste Liebelei und mit sechzehn Jahren den ersten Anbeter.

Zwei also von unseren musterhaften Fräulein hatten es bereits zu Pölstern mit zweierlei Tuch ge-

bracht, nur jener Hanna's strahlte noch in weißer Unschuld, sie hatte deshalb mancherlei Spöttereien zu ertragen, sich aber mit Würde in ihr Schicksal geschickt.

Heute richtete sie sich aber, in dem ersten Augenblicke, indem Mamsell Kronowetter die Stube verließ sieghaft auf und zog mit einer Eile, welche das „Magazin für die Literatur des Auslandes" gewiß sehr unanständig finden wird, ein Briefchen hervor, dessen Format allerdings an eine notariell beglaubigte Urkunde und dessen Umfang mehr an eine gelehrte Abhandlung als ein Billet-doux erinnerte, aber das dennoch ein veritables Liebesbriefchen war. Hanna hielt es hoch empor und lächelte, ach! so seelig!

„Was ist dies für ein Manuskript", fragte Micheline, indem sie das Peince-nez auf ihre kühne Vogelnase setzte, „hast Du eine neue Novelle geschrieben?"

„Es ist das erste Kapitel eines Romanes, dessen Heldin Euere ergebene Freundin Hanna und dessen Held in den dichtesten Schleier des Geheimnisses gehüllt ist."

„Also ein Liebesbrief?" — „Ach wie interessant." — „Lesen Sie ihn doch vor", rief, staunte und flötete es durcheinander.

Hanna entfaltete die gelehrte Abhandlung und las unter namenloser Spannung und göttlicher Heiterkeit der jungen sittsamen Fräulein, das heißt, sie las in merklichen Pausen, denn jedesmal, wenn ein erhabenes Kleiderrauschen die Mamsell ankündigte, wanderte der Liebesbrief hinab auf ihren Schooß und die Nadeln arbeiteten mit fieberhaftem Fleiße.

Als das schwierige Problem endlich gelöst und der ganze Brief zur Kenntniß der Schneiderschule gebracht war, kam der Kommentar an die Reihe, den die übrigen Damen lieferten.

„Er schreibt sehr schwärmerisch", meinte Julie mit ihrem himmelblauen Blick, „er muß noch ein sehr unverdorbenes Gemüth haben, vom Militär ist er gewiß nicht."

Heftiger Widerspruch sämmtlicher Damen, deren Nähpölster bei dem Leibregiment, den Husaren, Garde du Corps oder sonst einem Regimente Epauletten tragen.

„Ich behaupte, daß er sehr reich sein muß", sagte Micheline.

„Wie kommst Du zu dieser Annahme", entgegnete Hanna, deren praktischer Sinn einen reichen Anbeter zu schätzen wußte, und daher eine Bestärkung dieser Annahme wünschte.

„Er schreibt sehr viel, vierzehn Seiten in kleiner

Schrift, er hat folglich sehr viel Zeit", folgerte Micheline mit ihrer echt jüdischen Logik, „Zeit haben aber heut zu Tage nur sehr reiche junge Männer, welche weder etwas zu thun noch etwas zu lernen brauchen."

„Der Brief sieht so ganz anders aus, wie Liebesbriefe sonst auszusehen pflegen", fügte die Komtesse hinzu, „daß ich auf einen der fabelhaft vermögenden Russen rathen möchte, welche in unserer Residenz leben."

„Ich sage, es ist ein Millionär", rief Micheline.

„Ein russischer Fürst", betheuerte die Komtesse.

„Zu einem Millionär würde ich Hanna kaum Glück wünschen", flötete Baronesse Julie.

„Weshalb etwa nicht?" lächelte Hanna. Der Millionär schien ihr durchaus nicht verachtenswerth.

„Alle Millionäre sind sehr dick und haben große Glatzen."

„Welche poetischen Bedenken", machte Hanna mit einem unnachahmlich reizenden Achselzucken.

„Aber es ist unbedingt ein russischer Fürst", sagte die Komtesse.

„Ich würde es mir überlegen, einen Russen zu nehmen", rief Fräulein von Kronstein, „zu Papa kommen mehrere Grafen und auch ein wirklicher Prinz, ach! wie sie blasirt sind und gelangweilt."

„Man muß eben den Muth in sich fühlen, sie zu amusiren", fiel Hanna ein, „täglich neu, täglich in anderer Weise glänzend und immer interessant zu sein."

So riethen die jungen Damen hin und her, daran, daß es ein armer, guter, hübscher, verständiger und verliebter Junge sein könnte, dachte Keine von ihnen.

3. Kapitel.

Waare oder Käuferin?

An dem Abende desselben Tages, an welchem die Schneiderschule eine so poetische Auffassung des ersten Liebesfrühlings verrieth, geschah es, daß Wolfgang, der Bildhauer, in seinem Sammtrock vor Kälte klappernd, an dem Opernhause vorüberging und von dem Glanz der Gasflammen angelockt durch die Glasthüre in die Theater-Konditorei blickte.

Das flimmernde Buffet mit dem hübschen Lockenkopf seiner Nymphe, die Sammtmöbel mit den vergoldeten Füßen, der Luxus farbenglühender Damentoiletten dies Alles riß ihn förmlich bei den Haaren hinein, aber eine innere Stimme hielt ihn zurück und hieß ihn vorerst seine Taschen untersuchen. Er überzeugte sich, daß er noch Geld hatte, aber es war sein letztes und er hatte wenig Aussicht, in den nächsten Tagen welches einzunehmen.

Engel und Dämon kämpften um den Rest seiner

Baarschaft, endlich mußte der erstere sein Antlitz verhüllen, Wolfgang trat in den kleinen, exquisiten duftigen Raum und begehrte von dem Lockenkopf, der ihn erstaunt ansah, ein Glas Cognac.

Die vornehme Gesellschaft, welche hier Eis schlürfte oder Bonbons saugte, streifte den Plebejer mit einem flüchtigen Blick und beachtete ihn nicht weiter, nur eine Dame — vielleicht ebenso sehr durch seine athletischen Glieder als die Nonchalance seiner Erscheinung angezogen — betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit durch ihre Goldlorgnette.

Sie saß in reichen königlichen Winterhüllen, das eine Bein sans gêne über das andere heraufgezogen, eine kleine Zigarrette rauchend, mit jener Nachlässigkeit da, welche es auch dem schärfsten Beobachter schwer zu entscheiden macht, ober er eine Dame der höchsten Aristokratie mit ihrem souveränen Selbstgefühl oder eine Schönheit der Halbwelt vor sich hat, welche der Gesellschaft ihre herausfordernde Frechheit entgegensetzt, und der Blick, den sie auf Wolfgang prüfend haften ließ, war jener ruhige kalte Blick, mit dem die weibliche Waare ihren Käufer sucht und die Gebieterin sich den Sklaven wählt.

Jetzt wendete sie sich mit jener vornehmen Nachlässigkeit, welche von anderen Frauen wohl nachge-

äfft, aber nie nachgeahmt werden kann, zu einem jungen Husarenoffizier, welcher Wolfgang den Rücken zeigte, und jetzt wußte der junge Bildhauer auch, daß er eine Aristokratin vor sich hatte und betrachtete sie mit um so größerem Interesse.

Die Dame war nicht jung, aber auch nicht alt, nicht schön, aber auch nicht häßlich, sie besaß weder Figur, noch plastische Formen, noch jenen Blitz im Auge, der uns sicherer trifft, als alle Reize des Körpers, sie besaß auch keine regelmäßigen oder edlen, ja nur gewinnenden Züge, aber sie verstand etwas, was alle diese Vorzüge aufwog, sie gab sich in jener eigenthümlichen, ich möchte sagen, halbentblößten, ungenirten Weise, welche im ersten Augenblick überrascht, im zweiten fesselt und im nächsten alle unsere Sinne in Aufruhr bringt.

„Eugen, sehen Sie den jungen Mann, der neben dem Buffet steht", sagte sie, ihre Stimme klang dabei so scharf, daß Wolfgang jedes Wort vernahm, und wie ein junges Mädchen erröthete, nämlich, wie ein Mädchen aus der Zeit der Romantik, denn unsere Mädchen erröthen bei solchen Gelegenheiten nicht. Außer das Erröthen wird wieder bon ton, dann werden sie ohne Zweifel erröthen.

Der junge Husarenoffizier wandte nur ein wenig

den Kopf, aber ganz genügend, um Wolfgang zu überzeugen, daß es kein herrlicheres Modell für einen Dyonisos und dessen weibliche Jünglingsschönheit geben könne. Gestalt und Kopf waren gleich vollkommen, das ebenmäßige Antlitz mit dem etwas starken weichen Kinn, den vollen blühenden bartlosen Lippen, den runden braunen schmachtenden Augen, von kurzen dunkeln Locken umspielt, hätte ebenso gut einer Bacchantin oder einem Liebesgotte angehören können.

Wolfgang stand sprachlos.

„Nun, was soll ich mit ihm", erwiederte der junge Gott in der Husarenjacke.

„Ich will morgen bei meinem Lever wissen, wer dieser Mensch ist", fuhr die Dame fort, „was er treibt, wo er wohnt."

„Sie interessiren sich also für ihn?" Der junge Gott fieberte förmlich bei diesen Worten.

„Ja, ich interessire mich für ihn." Damit zog sie ihre königlichen Hüllen fester um die Schultern zusammen, erhob sich, ohne Wolfgang weiter eines Blickes zu würdigen, und rauschte langsam hinaus. Der junge Husarenoffizier beeilte sich, zu bezahlen, den Bildhauer von oben bis unten zu messen, die Dame einzuholen, und ihr den Arm zu geben.

„Gräfin —“ begann er, stockte aber gleich wieder.

„Baron.“

Es folgte eine Pause, während, welcher der junge Husar unermüdet seinen Schnurrbart suchte und nicht fand. Die Gräfin begann endlich damit, herzlich zu lachen: „Sie sind eifersüchtig, Baron Keith“, sagte sie.

Baron Keith murmelte irgend etwas.

„Lieber Eugen“, fuhr die Gräfin fort. „Ihre Mutter hat Sie mir zur Erziehung übergeben. Sie haben also keinerlei Recht, sich zu beklagen, wenn ich Sie in meiner Weise erziehe, nämlich, indem ich Sie in das Leben einführe. Sie sind gleichsam aus der Kinderstube in das Feldlager, in den Krieg gekommen und als ein ebenso verzogenes Kind zurückgekehrt, nur ein wenig verwildert. Man hat Sie heranwachsen lassen wie ein Mädchen, aus solchen Männern werden — wenn das Leben sie unsanft anfaßt — leicht schlechte Charaktere. Ich meine es gut, deshalb —“

„Deshalb quälen Sie mich —“

„Ich quäle Sie nicht, ich erziehe Sie blos.“

„Ach, Sie haben mich so glücklich gemacht!“ rief der junge Husar mit einer Art sinnlichem Enthusiasmus, „aber jetzt, seit einiger Zeit — —“

„Wollen Sie gehorchen, Herr Lieutenant oder nicht?“

Der Husar gab keine Antwort, als aber die Gräfin Miene machte, seinen Arm loszulassen, beeilte er sich, ihre Hand zu ergreifen und dort, wo zwischen dem Handschuh und dem Aermel des Sammtmantels ein Streifen zarten rosigen Fleisches sichtbar war, einen heißen Kuß darauf zu drücken.

„Morgen werde ich alle Ihre Befehle erfüllt haben."

„So ist es recht!"

Als sie vor dem Palaste der Gräfin stehen blieben, reichte sie dem Baron die kleine Hand und sprach mit einem Tone, der so leicht, so tändelnd und doch so entschieden war: „Küssen Sie mir noch ein Mal die Hand, Eugen, und dann gehen Sie."

„Ich darf heute nicht mit?"

„Nein, das soll Ihre Strafe sein. Adieu."

Der junge götterschöne Offizier blieb stehen und sah der Frau, die ihn so eigenthümlich erzog, nach, bis der Saum ihres Kleides auf den Stufen der Treppe verschwunden war, dann stampfte er mit dem Fuße, daß der Sporn klirrte, zerdrückte eine Thräne und ging. Wenn er sich nicht zu sehr geschämt hätte, hätte er am liebsten geweint, nicht etwa weil sein Gemüth gekränkt, nur weil seine Eitelkeit verletzt war und dies thut Manchen so weh, so namenlos weh, wie uns Anderen das Herz kaum je weh gethan hat.

Baron Keith konnte in diesem Punkte mit jeder nervösen gefallsüchtigen Frau rivalisiren. Sein ganzes Unglück war, daß man ihm immer gesagt hatte, wie schön er sei, daß man ihm unablässig geschmeichelt, ihm jedes Zucken seiner Wimpern abgelauscht, ihm gehuldigt hatte wie einem schönen Weibe. War es ein Wunder, daß er jetzt eitel war wie ein Weib, daß er aller Welt gefallen wollte, daß er mit Männern ebenso gut kokettirte wie mit Frauen?

Er trug jederzeit einen kleinen in Silber gefaßten Spiegel in der Tasche, auch im letzten Kriege, und mitten in der Schlacht, im heftigsten Granatfeuer, als die feindlichen Kugeln rechts und links Mann und Roß zu Boden schmetterten, blickte er in den Spiegel, um sich zu überzeugen, ob er gut aussehe.

Es war merkwürdig, daß dieser junge Gott, der nur auf der Welt schien, um sich anbeten zu lassen, eine so heftige Leidenschaft für seine entfernte Tante, die Gräfin Rosa Bärnburg, fassen konnte, aber sie war erstens doppelt so alt wie er, was den Frauen, jungen Männern gegenüber, ebenso viel Reiz als Ueberlegenheit verleiht, und dann hatte sie jene sichere, kluge, nonchalante Art, gegen welche nicht aufzukommen ist.

Gräfin Rosa Bärnburg war für die Welt drei-

ßig Jahre alt, ihr Taufschein sagte sechsunddreißig, denn Taufscheine sind immer ungalant; galt als schön, weil sie es verstand, sich reich und geschmackvoll zu kleiden, wie keine Andere, und als geistreich, weil sie ihre Connaissancen nicht auf den Almanach von Gotha beschränkte und unter Anderen mit Abbé Liszt und der Gräfin Hahn-Hahn in Briefwechsel stand.

Sie galt aber vor Allem als exzentrisch.

Natürlich, die großen Damen der Zopfzeit waren sämmtlich Freigeister, weil die Philosophie Mode war, jene der Dreißiger-Jahre waren aus demselben Grunde revolutionär. Heutzutage hat keine von ihnen Launen, denn Launen sind mauvais genre. Heuzutage sind die Exzentrizitäten bon gout. Statt sich der Mode sklavisch zu unterwerfen, macht man selbst die Mode, als souveräne Tyrannin derselben, das ist viel bequemer.

Gräfin Bärnburg hatt in ihren Exzentrizitäten einen schwer wiegenden Vorzug, sie ist die Universalität selbst.

Wie sie alle Welt empfängt, so schüttet sie den Goldregen ihrer Sympathie auch verschwenderisch über Gerechte und Ungerechte aus. Sie stickt mit derselben Hand ein Meßgewand für den schönen Dominikanermönch Hasfege, mit der sie die Lorgnette

hält, um die „Sieben Todsünden“ Makart's zu bewundern. Sie singt Chansonnetten trotz der Therese und Mannsfeld, sammelt an der Kirchenthüre für den Papst, tanzt Cancan und pflegt die im Kriege verwundeten Soldaten. Sie ist nach Umständen naiv, boshaft, gutmüthig, geizig, verschwenderisch, kokett, galant, tugendhaft, frivol oder fromm, lustig oder sentimental, aber immer enthusiastisch.

So rauscht sie denn auch an dem folgenden Vormittage mit einem gutmüthigen Lächeln und vor Begeisterung leuchtenden Augen in die Stube hinein, die Wolfgang, der Bildhauer, etwas übertrieben sein Atelier nennt.

Ganz so sieht die Gäfin aus, wenn sie ein gutes Werk zu vollbringen im Begriffe ist.

Wolfgang, der rasch sein Fez vom Kopfe reißt und in seinen Sammtrock fährt, ist entsetzlich verlegen über die Aermlichkeit und Unordnung, welche in seiner stillen Klause herrscht, aber die Gräfin findet dies Alles genial, zeigt sich enchantirt über einen zerrissenen Kanonenstiefel, welcher in der Mitte der Stube liegt und an dessen Brust der abgebrochene Oberleib einer Venus aus Gyps ruht, begeistert sich für die rostige Säbelklinge, welche der junge Künstler als Feuerhaken benützt, und läßt ihre feingantirten Finger sans gêne

in den schmutzigen Fransen seines alten fettglänzen-Lehnstuhles spielen, denn sie hat ohne weiteres Platz genommen, ihre kleine goldene Tabakbüchse herausgezogen und dreht bereits die zweite Zigarette, und zwar diese für sich, die erste, welche sie bisher zwischen den Zähnen gehalten, bietet sie, noch feucht von ihren Lippen, dem Bildhauer an.

„Ich bin stolz darauf, Sie entdeckt zu haben", versichert sie in ihrer liebenswürdigen unwiderstehlichen Weise „ein Talent, wie das Ihre, darf nicht länger verborgen bleiben und in der Dunkelheit verkümmern." Sie hat die volle Hauteur einer Monarchin, als sie dies spricht.

„Aber wie wollen Sie mich erheben", erwidert Wolfgang, „mir fehlen die Flügel, um gegen die Sonne zu fliegen, das Schicksal hat sie mir abgeschnitten, ich habe kein Glück."

„Mon Dieu! ich werde Sie protegiren, bedarf es noch mehr?" Jetzt ist sie naiv wie ein Mädchen, das Spitzenhöschen trägt.

Wolfgang ist entzückt, sein Kopf wirbelt, er weiß in diesem Augenblicke gewiß nicht, daß er ein Deutscher ist, würde die Gräfin zu ihm sagen, Monsieur Wolfgang, ich habe immer so sehr für die Japanesen geschwärmt, sie sind mein Ideal, er ließe sich seinen

deutschen Bart scheeren und sein deutsches Haupthaar und würde einen Zopf tragen bis zur Erde hinab.

„O! Sie sind zu gnädig", stammelt er.

„Zeigen Sie mir doch etwas von Ihren angefangenen Arbeiten", bittet die Gräfin, sie bittet in allem Ernste, und sie kann so hinreißend bitten!

Das Wort elektrisirt Wolfgang, mit angefangenen Arbeiten kann er ihr dienen, er ist ja der Mann der angefangenen Arbeiten. Was hat er nicht schon Alles geplant, entworfen, modellirt, begonnen. Nun ist die Stunde gekommen, wo er der reiche Mann ist, wo er seine Schätze auskramen kann. Er schleppt eine angefangene Venus herbei, dann ein angefangenes badendes Mädchen, eine angefangene Gruppe: Tigerin mit ihren Jungen spielend, eine angefange Bacchantin auf einem Löwen reitend, eine angefangene Büste des Königs, einen angefangenen Amazonenkampf, Basreliefs, die Gräfin zeigt sich immer enchantirter, und immer neue angefangene Skulpturen oder Modelle schleppt Wolfgang herbei, und die Begeisterung der Gräfin erreicht den Zenith, sie möchte ihn umarmen, wenn nicht —

„Aber wie fleißig Sie sind Meister Wolfgang —", sie nennt ihn bereits Meister, er wächst sichtlich um zwei ein halb Zoll, „Fleiß macht das Genie erst voll-

kommen. Vertrauen Sie sich nur ganz mir an", plaudert sie weiter, und nimmt die Lorgnette vor die Augen, mit der sie bald die Bildwerke, bald den jungen athletischen Mann mustert, Beide gleich erfreut, gleich liebevoll. „Sie sind doch kein Atheist; aber wie hübsch diese Bacchantin da sitzt, wer so sitzen könnte; gerade so, und werfen Sie ja nicht jedem demokratische Ideen an den Kopf; das Klima macht es, der herrliche griechische Himmel, dort konnte man es so wagen, welche einfache Toilette; denn die Demokratie ist jetzt aus der Mode, freilich wenn ich regieren würde, ich zähle mich entschieden zu den Freigeistern, ach! diese runden Hüften, man möchte sie küssen, wir sind kein skulpturfähiges Geschlecht, wir beziehen unsere Reize aus Paris." — So geht es fort.

„Sie werden Carrière machen, Meister Wolfgang, ich werde für Sie Reklame machen, ich, Reklame ist heutzutage Alles. Aber wie fange ich das an? Ich besitze keine Zeitung!" Sie sieht ihn an, so naiv, so kindlich. „O! ich hab' es, ich hab es", nun tanzt sie im Zimmer umher, daß Kanonenstiefel, Venusleib und Schwertklinge durcheinander klirren, es ist der reine Cancan, und setzt sich endlich auf den Rücken der Tigerin nieder. „Ich werde mir das Air geben, als — als wären Sie mein Adorateur, mein Günst-

ling, ja das bin ich im Stande!“ — Was wäre sie nicht Alles im Stande. — „O! das ist ebenso viel wie zehn Zeitungen! Aber Sie müssen mir im Ernste den Hof machen, werden Sie das?“ Wie reizend sie dazu lacht.

Wolfgang betheuert, daß er sich glücklich schätzen würde, daß er — sie läßt ihn ja nicht ausreden, es ist das so ihre Art, sie plaudert, sie hüpft, sie trillert, und zuletzt hat sie ihn doch umarmt, sie kann veritablement nichts dafür, es geschah im Enthusiasmus.

Ach! es geht doch nichts über den Enthusiasmus. — —

Und die Gräfin hält Wort.

Wolfgang erscheint in ihrem Salon, Gott weiß, welche Göttin ihn mit der Toilette eines Gentleman beschenkt und ihm Haare und Bart gestutzt hat, er sieht prächtig aus, und die Tyrannin der Mode läßt sich von ihm den Hof machen, was ist natürlicher, als daß man bald überall von ihm spricht.

Nicht vierzehn Tage sind seit dem ersten Besuche der Gräfin in dem Atelier des Bildhauers verflossen, als eines Morgens die Thüre aufspringt und spornklirrend ein alter Herr in verschossener Uniform, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, die Reitpeitsche in der Hand, dasteht.

Sein Anblick wirkt auf den jungen Musterdeutschen geradezu versteinernd, nicht etwa weil ihm der Jupiterkopf mit dem Wachtmeisterschnurrbart imponirt, sondern weil dieser alte stramme Herr niemand Anderer als sein König ist.

Wolfgang findet keine Worte, aber der König kommt ihm zu Hilfe.

„Höre, daß er eine Büste von mir begonnen hat, junger Mann", beginnt er in seiner derben aber leutseligen Weise, „will sie sehen, höre, daß sie gut sein soll, viel besser als es alle Künstler von Ruf zusammengebracht haben. Herzeigen also!"

Der König setzt sich in den alten Lehnstuhl. Wolfgang stellt das Thonmodell auf und enthüllt es.

„Hm! nach einem Bilde von mir gemacht?"

„Nach einer Photographie, Majestät."

„Hm! er hat Talent, junger Mann, ich verstehe etwas davon, sehr viel Talent. Er soll für mich die Büste in Marmor ausführen; das Geld wird sofort angewiesen."

„Ich weiß nicht, Majestät, wie ich diese Gnade —"

Der König unterbricht den Bildhauer mit barscher Freundlichkeit und verlangt auch die anderen Sachen zu sehen. Wolfgang enthüllt ihm der Reihe

nach alle seine angefangenen Arbeiten und jedes Mal belohnt ihn ein landesväterliches „Hm!“

Endlich steht der König auf und nimmt den Bildhauer beim Ohrläppchen.

„Viel Talent und viel Fleiß, ich liebe die fleißigen Leute! Alle unsere Mißstände kommen nur daher, weil die Lust zur Arbeit schwindet. Die Müßiggänger verderben das Leben, die Kunst und auch den Staat. Auch die Regierung ist eine Arbeit, mein Freund, eine ernste Arbeit, und das ist unser Unglück, daß wir so viele kleine Herrscher haben, die keine Sorgen kennen, nur zu ihrem Vergnügen regieren. Wo aber das Vergnügen an die Stelle des ernsten Berufes tritt, gibt es leicht allerhand Unheil, unter Umständen eine Pompadour-Wirthschaft im Kleinen. Bleib' er nur der Kunst treu, junger Mann, ist das einzige Ideale, was wir noch haben, überall gähnt uns der Materialismus an. Eine garstige Geschichte, ich bin aus der alten Zeit, ich.“

Er war auch in der That ein ehrwürdiger Rest jener vergangenen Tage, der alte Herr, in denen es noch Ideale, aber dafür auch Kraft gab.

Heute noch erzählen die Bewohner der Residenz mit Bewunderung, wie der siebzigjährige König bei einer großen Feuersbrunst die ganze Nacht zu Pferde

blieb in strömenden Regen und persönlich die Löschanstalten leitete.

Dieses Geschlecht stirbt aus.

„Ich will etwas für ihn thun, mein Freund, nur keine Danksagungen, gehorchen, das ist in meinen Augen die Hauptsache. Will ihm ein Atelier einrichten im Schlosse, da soll er frisch und fleißig schaffen. Will ihm ein Mal sitzen. Auch den Kronprinzen soll er machen und die Prinzessin Paula, he! das ist ein Vorwurf für ihn, nicht? Plastische Formen, wie man heutzutage selten findet, macht die unverdorbene Race, slavisches Blut!“

„Vergeben, Majestät“, sagt der in seinen Gefühlen gekränkte Musterdeutsche, „aber diese feurige Race hat nach unseren bürgerlichen deutschen Begriffen auch Eigenschaften, welche wir mit unserer Vorstellung von einer Landesmutter nicht vereinen können.“

„Landesmutter? wer sagt ihm, junger Mann“ — der alte König unterbricht sich selbst und runzelt furchtbar die Stirne — „das gefällt mir, Offenheit habe ich stets geschätzt, was weiß er also von der Prinzessin, heraus damit, hat nichts zu fürchten bei mir, erzählt man also auch schon in der Stadt diese Geschichten?“

„Ich weiß nichts Bestimmtes, Majestät“, stottert Wolfgang.

„Hm! ich auch nicht, das ist es ja eben. Der Kronprinz ist verschossen in sie, und doch wenn es wahr wäre, wenn sie —. Habe Vertrauen zu ihm, junger Mann, werden noch von der Sache sprechen, aber keine Schwätzereien machen!“ Der alte Herr drohte mit erhobenem Finger.

„Hm! galant waren sie Alle, wäre ein Wunder, wenn sie aus der Art geschlagen wäre, übrigens bin ich kein Moralist, aber für uns Deutsche paßt das nicht, paßt nicht, werden davon sprechen, aber nur keine Schwätzereien!“

4. Kapitel.

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht."

Wieder saßen die drei Freunde, Andor in eine Zeitung vertieft, Plant seinen Kaffee schlürfend — es war das Erste, was er heute nahm — und Wolfgang im vollen Abglanze der Majestät selbstgefällig strahlend und eine Havanna saugend, eines Nachmittags in dem kleinen Kaffeehause.

„Morgen ist im Hoftheater die Jungfrau von Orleans", sagte Andor.

„Er wäre im Stande hineinzugehen", spottete Plant.

„Gewiß gehe ich hinein."

„Nun da sehe ich doch lieber ein Ballet an oder eine Oper von Richard Wagner mit pompöser Ausstattung", sagte Plant trocken.

„Es kommt auf den Geschmack an."

„Alle Welt hat heutzutage den Geschmack, sich zu unterhalten", erwiederte Plant. „Nur haben nicht

Alle den Muth, es einzugestehen, da sitzen sie drinnen, wenn ein sogenanntes klassisches Stück gegeben wird, wie eine Herrnhutergemeinde und gähnen aus innerster Seele und ermuthigen sich gegenseitig zum Ausharren durch die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Phrasen. „Ach! wie herrlich ist doch unser Schiller!" „Ein Apostel reiner Sitte!" oder „Wie herrlich ist doch dieser Shakspeare"; „der geniale Brite", nach Umständen „der große Brite", auch „dieser süße Schwan von Avon." Alles Schwindel, Alle sind sie Opfer unserer Bildungsheuchelei, sonst würden sie nicht vor Vergnügen strahlen bei der Belle Helene oder einer groben Berliner Posse."

„Erstes Debut des Herrn Nordstern", las Wolfgang.

„Ein Debut, das könnte mich reizen", rief Plant, „da gibt es gewiß einen kleinen Theaterskandal."

„In welcher Eigenschaft geht denn dieser neue Stern an unserem Kunsthimmel auf?"

„Als lothringischer Ritter."

„Aha!

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringisch Volk, zu Deinem Heer zu stoßen."

„Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs war unser Führer", setzte eine zischende, schnarrende durch

die Nase singende Stimme hinzu, und ein jugendliches, von schwarzen starrenden Löckchen eingerahmtes Judengesicht lächelte die drei Freunde an, mit jenem Lächeln, das zugleich so frech, spöttisch, demüthig und selbsterniedrigend ist.

„Ganseles!“ rief Plant.

„In der That Herr Schmule“, machte Wolfgang mit jenem eigenthümlichen bagatellmäßigen Tone, durch den man den Juden ferne zu halten sucht, aber stets nur noch mehr anlockt.

„Ich haiße nicht mehr Samuel Ganseles“, sagte der Neuangekommene, indem er sich ohne Umstände zu dem Tische setzte, „sondern Robert Nordstern.“

„Was? Sie sind dieser lothringische Ritter?“

„Ja, ich und komme, hiemit ein verehrungswürdiges Publikum und hohen Adel zu der morgigen Vorstellung einzuladen.“

„Seht Ihr, ich habe immer gesagt, daß unser Ganseles ein Genie ist“, rief Plant, „wenn ich auch ein ganz anderes als ritterliches Auftreten von ihm erwartet habe. Wenn er im Gymnasium statt etwas zu lernen, mit Zündhölzchen oder Briefmärken einen gesegneten Kleinhandel trieb, sagte ich nicht jedes Mal, Schmule wird noch ein Rothschild. Und als er aus der Quinta ausgestoßen wurde wegen fünf-

undvierzig Kreuzer, die er einem Mitschüler geliehen, und für die er sich einen Wechsel auf fünfundvierzig Gulden hatte schreiben lassen, sagte ich da nicht, Ganseles wird sein Glück machen, denn er ist eine positive Natur, er kann Bankier werden, er kann auch Jurist werden, er kann Finanzminister werden.

Als er dann bei dem Krämer Lewi Düten drehte und mit der Elle so trefflich zu messen verstand, daß ein Stück von fünfzig Ellen jedes Mal seine sechzig und auch mehr ergab, und bereits eine blaue Plüschweste trug mit weißen Perlmutterknöpfen, da hätte ich niemals gedacht, daß er statt zwischen Kaffeebohnen und Datteln, einst in dem Lorbeerhaine der Kunst wandeln werde.

Wir haben hier eine historische Thatsache, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt: Schmule Ganseles ein lothringer Ritter, das heißt so viel, als alle Welt ist heutzutage praktisch, folglich wird das ausgewählte Volk ideal, und wendet sich der Kunst zu.“

„Vielleicht auch umgekehrt“, sagte Andor, „die Kunst wird praktisch.“

„Jedenfalls können Sie unserer Sympathien gewiß sein, Herr Robert Nordstern“, warf Wolfgang spöttisch hin.

„Was fange ich an mit Ihren Sympathien“,

machte Ganseles und zog dabei die mageren Achseln bis zu den dreieckigen, spitzen Satyrohren hinauf. „Ihre Hände wären mir lieber."

„Arglistiger! Jetzt erkenn' ich Deine Tücke!" rief Plant. „Du bist hierher gekommen, um Dir eine Klaque zu werben! Aber es sei. Das Verhängniß schreite seinen Gang. Wie heißt die Stelle, bei der applaudirt werden soll?"

„Wie haißt?" Ganseles sprang auf schrie jämmerlich, wie Israel am Bußtag schreit:

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt."

„Bravo! Ganseles! Bravo!" rief es im lustigen Chor.

„Bitte sehr, Bravo Nordstern", korrigirte der angehende Dawison.

— — — — — — — — — — —

Am folgenden Abende, eine Stunde vor Beginn der Vorstellung saßen Andor und Plant bereits auf dem „hohen Olympe", wie der deutsche Studentenwitz die Galerie getauft hat.

Es brannten nur wenige Lampen in dem weiten Raum und diese mit zweifelhaftem, trüben Lichte.

Noch herrschte jenes Halbdunkel, welches diese Theaterstunde so traulich, so poetisch, so mittheilsam macht und so gesucht von liebenden Paaren. Welche herrlichen Gespräche sind nicht schon von strebsamen, kaum den Knabenschuhen entwachsenen jungen Männern zu dieser guten Stunde geführt worden, wie Mancher hat hier Begeisterung und edlen Antrieb empfangen für ein Menschenleben, und wie viel glückliche Worte echter Liebe sind nicht schon ausgetauscht worden auf diesen alten, schmalen, von der Zeit geschwärzten Bänken.

Während es unten stumm und schauerlich gähnt, wie die Finsterniß eines riesigen Grabes, hört man oben ringsum helle Stimmen, frohes Lachen, da und dort eifriges Suchen und schalkhaftes Verstecken spielen, von Jenen, die sich hieher bestellt haben, und jetzt in der egyptischen Theaternacht nicht finden können oder aus verliebter Spitzbüberei nicht finden lassen.

Alle Bänke sind bereits besetzt.

Es wird ja eine Tragödie gegeben, ein Stück von Schiller, und unser Volk ehrt seine großen Dichter, nämlich, was diesen schönen Namen verdient, der schlichte, unverfälschte Kern der Nation. Hier, hoch oben über der Eitelkeit und Frivolität und der Unempfindlichkeit, welche nur ein weltmüdes Lemuren-

lächeln hat, wo uns Anderen das Herz emporschlägt, hier sitzt das eigentlich theilnehmende und das eigentlich gebildete Publikum.

Die Zeit, wo Vornehme und Reiche den Offenbarungen der Kunst mit heiligen Schauern in der Seele lauschten, ist vorüber. Den geputzten Damen, die da unten in den Logen und Fauteuils hingegossen sind, den Herren, welche blasirt an den Säulen des Parterres lehnen, fehlt deshalb schon das Verständniß, weil sie nicht die nöthige Bildung mitbringen. Eine Operette von Offenbach verstehen sie allenfalls noch, was sie aber nicht verstehen, das gilt in ihren Augen nicht, und dies ist gerade das Beste.

Was heutzutage die Gesellschaft bildet und den Ton angibt, der Adel, das Militär, die Finanzwelt, die Juden, wird mit Unrecht zu den Gebildeten gezählt. Diese muß man heutzutage in den Komptoirs suchen, am Ladentisch, in den Kanzleien, in den Werkstätten und Fabriken und im Theater auf der Galerie.

Hier findet man die kleinen Beamten, die den Tag über für ihren ärmlichen Gehalt im Dienste des Staates Federrobot geleistet haben, die Studenten, die Bürger, welche ein kleines Häuschen besitzen oder eine Werkstatt, arme Künstler mit langen Haaren, wohlgenährte gefühlvolle Köchinen an der Seite mar-

tialischer Unteroffiziere, welche, wenn Louise Gift nimmt oder der alte tapfere Götz von Berlichingen stirbt, noch so recht vom Herzen in ihre schrecklichen Schnurrbärte hinein weinen können, hübsche Näh-terinnen und Putzmacherinnen, welche so junge, reine Herzen haben voll Opferfreudigkeit und Lebenslust und Poesie, Mütter mit ihren rothwangigen gesunden Kindern, welche zu schreien anfangen, wenn die Hexen im Makbeth unter Donner und Blitz auftreten, oder Max Piccolomini das Schwert zieht; alte Damen mit grauen Locken, welche aus einem Almanach aus-geschnitten scheinen, und so fein und klug aussehen mit ihren seidenen Strickbeuteln und großen Horn-brillen; und Alles plaudert, kichert und beschäftigt sich in irgend einer Weise.

Hier beißen hübsche Mädchen herzhaft in große Orangen, das der goldene Saft sie überspritzt, dort essen andere Aepfel und heben die Kerne sorgfältig auf für ihre Kanarienvögel daheim, die alten Damen lesen, wenn es angeht, oder striken. Die jungen Leute sprechen gar so vernünftig, wenn sie nicht verliebt sind, und wenn sie es sind, drücken sie sich verstohlen die Hände, oder der leise Tritt eines kleinen Fußes sagt mehr, als tausend Worte vermögen.

Es wird mit Vorliebe von den Schauspielern

gesprochen und von den Stücken, aber Alles mit einer gewissen herzlichen Theilnahme, die Stimmung hier oben ist ja so neidlos, so heiter, so warm.

Endlich kommt der Luster langsam aus der Soffite herab, wie eine Sonne strahlend, im Augenblicke ist es im ganzen Hause hell und der trauliche Lärm auf der Galerie verstummt. Ein Jeder setzt sich zurecht.

Die Musiker erscheinen einer nach dem anderen, man hört Geigen stimmen, Flöten klägliche Seufzer ausstoßen, dazwischen brummt die Baßgeige wie ein zorniger Bär.

Rasch füllen sich alle Räume. Die Galerie ist jetzt ganz Auge. Alle Operngläser sind auf die Logen gerichtet. Offiziere mit den Säbeln klirrend, Dandys mit spiegelblanken Kastorhüten, tadellosen Kravatten, irgend einer Blume im Knopfloch, treten in das Parterre, blicken theilnahmslos umher und gähnen.

Elegante Herren und Damen füllen die Sperrsitze. Die Billeteure rennen unermüdlich hin und her. Noch sind die Logen meist leer, obwohl schon die Flammen der Rampe aus der Unterwelt der Versenkungen heraufsteigen und der Kapellmeister seinen Sitz eingenommen hat.

Frau Rosenzweig, eine dicke Jüdin, welche schwer athmet und bei fünfzehn Grad Kälte schwitzt, Micheline und Hanna sind die ersten, welche in einer Loge des ersten Ranges erscheinen. Dem literarischen Geschmack Hanna's muß schon dieses Opfer gebracht werden.

Gleich nach ihnen erscheint in einer Parterreloge die Gräfin Bärnburg in einer neuen unerhörten Toilette. Unter ihrer Loge lehnen Wolfgang und der junge Gott in der Husarenjacke und messen sich mit feindseligen Blicken.

Der Souffleur legt seine Tabaksdose und sein blaues Tuch neben das Pult, der Kapellmeister blickt auf das Orchester.

Das Präludium beginnt, die Gräfin seufzt.

„Jedes Mal, wenn eine Tragödie gegeben wird, dieselbe fade Musik“, sagt sie zu ihrer Nachbarin, der Frau des Ministers von Kronstein. Sie weiß nicht, daß diese fade Musik ein Andante von Beethoven ist, sonst würde sie entzückt sein.

Jetzt schweigt das Orchester. Der Vorhang geht auf.

Eine ländliche Gegend, vorn zur Rechten ein Muttergottesbild in einer Kapelle, zur Linken eine hohe Eiche. Thibaut d'Arc, seine drei Töchter und deren Freier.

„Ach! Wie geschmacklos die Stark wieder angezogen ist!“

Während Johanna Bertrand den Helm entreißt und aufsetzt, während sie in heiliger Begeisterung ihre göttliche Mission offenbart, füllen sich die Logen, herrscht ein wüster Lärm, denn die Damen rauschen mit ihren Roben und ertheilen laut Befehle, so und so viel unverschämte Lakaien halten sich ihrerseits verpflichtet, die Thüren kräftig zu schließen, während in den Sperrsitzen junge, vom späten Diner ermüdete Herren ganze Reihen aufzustehen zwingen, Alles aus Interesse für die klassische Dichtung, welche Niemand versäumen will, denn wir sind ein klassisches, ein literarisches Volk.

Ach! welche Opfer bringt man bei uns nicht, nur um für gebildet zu gelten.

Baroneſſe Julie wird mit ihrem Vater dem Obersten gegenüber den Damen Rosenzweig sichtbar, und jetzt beginnt ein Grüßen und Nicken, Hin- und Herüberlachen, gerade als Johanna ihren berühmten Monolog spricht. Zugleich erscheint im Parquet ein feiner Herr, welcher sieben Damen und einen ehrwürdig aussehenden alten Militär wieder aufzustehen zwingt. Der Alte zieht die Brauen zusammen, die Damen lächeln schmerzlich.

Jetzt stößt eine von ihnen einen leisen Schrei aus, der feine Herr ist ihr auf den Fuß getreten, das ganze Logenpublikum geräth in Aufruhr.

Der Herr entschuldigt sich, die Dame lächelt, eben spricht Johanna:

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust" —

die Dame bedauert daß ihr Fuß nicht gepanzert ist.

Durch dieses kleine Schauspiel im Schauspiel ist Micheline auf den feinen Herren aufmerksam geworden und in dem Augenblicke, wo das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen, der Vorhang fällt und die Galerie applaudirt, richtet sie ihr Glas auf ihn. Der feine Herr ist aufgestanden und lehnt sich an die vordere Bank der Fauteuils, unbekümmert darum, daß er einer jungen Dame den Chignon zerdrückt, er bemerkt, daß man ihn in einer Loge ansieht und beeilt sich, den Blick zu erwidern.

„Sieh' doch, was für ein schöner Mann", flüstert Micheline ihrer Freundin zu.

Der feine Herr ist auch in der That das, was man jetzt einen schönen Mann nennt, sein Gesicht ist zwar sehr gewöhnlich und sein Auge ohne Ausdruck, aber er ist gut gewachsen, hat einen prachtvollen Bart und eine tadellose Toilette. Mehr bedarf es ja nicht.

Micheline ist derselben Ansicht und kokettirt mit ihm in einer Weise, welche auf der Galerie für unanständig gelten würde, aber in einer Loge zum guten Ton gehört.

Wieder rauscht der Vorhang empor. Der erste Akt beginnt. Hoflager König Karl's zu Chinon. Wieder dieselbe stete Unruhe des gebildeten Publikums.

Nein, doch ein Augenblick der Aufmerksamkeit, Agnes Sorel tritt auf in dem vollen Pomp des historischen Costumes, alle Gläser sind auf sie gerichtet. Die blendende Erscheinung, die neue Toilette einer schönen Schauspielerin hat bewirkt, was Schiller nicht im Stande war, das gebildete Publikum beschäftigt sich mit dem, was auf der Scene geschieht, und es ist sogar stille geworden. Aber nur für wenige Minuten, die mit Rosen in Gold gestickte Sammtrobe der Sorel hat sich bald abgenützt und zum Ueberflusse erscheinen noch Prinzessin Paula, Prinzessin Amalie und der Kronprinz in der königlichen Loge, und der Kronprinz, als er der schönen Prinzessin den Mantel abnimmt, sieht wie ein Kanarienvogel aus, der aus vollem Halse sein Weibchen antrillert, er bläst sich förmlich auf und wiegt den Oberleib hin und her, man bemerkt das und bemerkt auch, daß die Prinzessin ihn mit ihrem Fächer auf die Wange

klopft — wer hätte in diesem historischen Momente noch einen Blick für den in düsteres Sinnen verlorenen König Karl, wer ein Ohr für die zornige Rede des Bastards.

Endlich naht die Scene, auf die Alles gespannt ist, schon kündigt La Hire dem Könige an, daß das Unglück sich erschöpft, das Glück gewendet, „Ein Treffen ist geschehen, Du hast gesiegt.“

Da ist er, der Debutant, Herr Nordstern, der Erzbischof und Du Chatel führen ihn herein, geharnischt vom Wirbel bis zur Zehe.

„Er sieht gar nicht so übel aus“, meint Plant.

Ganseles sieht indeß hinter seinem geschlossenen Visier genau so aus wie sonst, nicht bleicher, nicht röther. Es hat keinen Respekt vor dem Publikum, keinen Respekt vor Schiller, am wenigsten vor sich selbst. Es ist ihm genau so zu Muthe als ob ein Anderer für ihn da stünde und zum ersten Male vor tausend Menschen sprechen sollte, genau so witzig und gleichgiltig.

Seine Mama hat eine Schwester, diese Schwester kostet einen Bankier viel Geld, und denselben Bankier kostet auch der Intendant des Hoftheaters Baron Kitzling viel Geld. Daher die Protektion. Wenn er nicht durchdringt, wird er einen anderen Weg ein-

schlagen, es gibt der Wege so viele für eine positive Natur wie Ganseles.

„Reißt mich aus meinem Zweifel und Erstaunen", spricht König Karl.

„Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an."

Ganseles, der lothringische Ritter, ist schnell bereit, den König wie das Publikum aus allen Zweifeln zu reißen, es bedarf nicht erst der Aufforderung des Erzbischofs: „Redet!" Er tritt vor, weiter als er soll, bis an die Rampe und öffnet sein Visier.

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht."

In dem Augenblicke, wo die echte Börsenphysiognomie des Debutanten aus dem Helm blickt, beginnt Einer hell laut zu lachen, Andere stimmen ein, man erkennt den lothringischen Ritter auf der Galerie und im Parterre, aber nichts ist im Stande, seinen näselnden, schnarrenden Redeschwall zu hemmen, er sieht das Opernglas der schönsten Prinzessin auf sich geheftet, er sieht vorne an der Rampe seinen Schneider stehen, dem er fünfundziebzig Gulden schuldet, aber was könnte ihn aus der Fassung bringen:

Er kommt glücklich zum Ende:

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt."

Einige Hände klatschen Beifall, die kunstverständige Galerie zischt wie ein Mann, es ist nur ein kurzer Ton, das Zischen einer Riesenschlange, aber schon ist der Beifall todt und auch Ganseles ist todt, kein Intendant, kein Bankier und keine Mama kann ihm mehr helfen. Er ist eingesargt und begraben für immer.

Morgen sprechen die Zeitungen von ihm, übermorgen noch das Publikum, dann nach acht Tagen vielleicht noch die Billeteure und dann ist er vergessen.

Ja, er ist jetzt schon vergessen, das Stück nimmt seinen Lauf, die Damen plaudern und kokettiren, die Galerie ißt ihre Aepfel, als ob dort unten nicht eben eine Menschenseele ausgerungen hätte.

„Kurz ist der Spaß und ewig ist die Langweile“, murmelt Plant, „da ist mir eine Oper doch lieber.“

„Wenn ich lachen will, allerdings“, sagt Andor, der in seinen besten Empfindungen beleidigt ist, „für mich hat es etwas unwiderstehlich Komisches, wenn die Sänger neben einander an der Rampe stehen und wo möglich noch der Chor dabei und Jeder schreit aus voller Kehle und hat einen großen schwarzen Tintenklex mitten im Gesicht.“

Plant hört nur halb, er hat eben in dem Fremdenloge eine junge Dame entdeckt, welche mit großer

Eleganz gekleidet und von seltener fremdartiger Schönheit ist. Fortan richtet er sein Glas ununterbrochen auf sie.

„Für was hältest Du sie?“ fragt er Andor, nachdem er ihn auf die Unbekannte aufmerksam gemacht, „ein verlorenes schönes Kind, was?“

„Ich denke, es könnte ebenso gut eine Fremde sein.“

„Du magst Recht haben, vielleicht eine emanzipirte Russin, die nach Zürich geht, um dort Medizin zu studiren“, Plant lachte, so in seiner Art.

Das Haus wurde indeß von Akt zu Akt unruhiger. Die Herren machen Besuche in den Logen, so und so viel reife Frauen lassen bei dieser Gelegenheit die Krägen oder Mantillen fallen, so und so viel Mädchen bedecken ihr Gesicht mit dem Fächer. Andere gähnen. Die Conditorjungen schießen gleich weißen Täubchen auf der Galerie umher, während unten gallonirte Diener mit schmutzigen Handschuhen Eis serviren; und Alles schwatzt, kritisirt, lacht, und hie und da blickt ein dicker Rath mit geblumter Sammtweste auf die Uhr.

Man klagt in Deutschland darüber, daß wir keine dramatischen Dichter mehr haben, die Dichter würden sich finden, aber wir haben kein Publikum mehr.

Freilich die Galerie, o! mit welcher Andacht die zusieht und zuhört, wie bald sie sich empört, gerührt oder begeistert zeigt. An einem schmutzigen Pfeiler sitzt ein Student in ärmlichen Kleidern, sein bleiches kummervolles Antlitz in einen abgegriffenen Band von Schiller's Werken versenkt, und liest das ganze Stück mit angstvoller Pietät mit, und bei jedem Vers, den der Regisseur gestrichen, zuckt er zusammen, als hätte man in sein eigenes Fleisch geschnitten.

Kann es ein rührenderes Bild geben!

Endlich ist das gebildete Publikum von der klassischen Marter, die es sich aufgelegt, erlöst.

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.“

Der Vorhang fällt, man eilt zum Thee zur französischen Restauration, in das Brauhaus oder zu seiner Dame, die, während man im Theater war, einen jungen Lieutenant empfangen hat, kurz man thut alles Mögliche, um sich von dem ausgestandenen Genusse zu erholen.

Andor sieht sich vergebens nach seinem Freund um.

Plant ist bereits nach dem vierten Akte fortgegangen und steht jetzt im Foyer. Er erwartet die schöne Unbekannte.

Obwohl sie sich dicht verschleiert hat, erkennt er sie sofort an der wehenden weißen Feder auf dem

schwarzen Hütchen und dem dunkelrothen Sammtmantel, und da er sie ohne Begleitung sieht, folgt er ihr, und zwar in einer Erregung, welche ihm selbst ungewöhnlich und, vermöge seines Charakterzuges, Alles zu bespötteln, lächerlich erscheint.

„Der Idealismus ist wieder auf dem besten Wege, Dir einen Streich zu spielen", spricht er mit jener eitlen Selbstironie, welche er an sich und Heine am höchsten schätzt, und doch hat seine Stimmung nichts mit dem Idealismus, nichts mit dem Herzen zu thun, es sind ganz andere Gefühle, welche Plant bewegen.

Als die Unbekannte die dritte Laterne erreicht, ist er bereits an ihrer Seite, lüftet den Hut und fragt, ob er sie begleiten dürfe. Sie sieht ihn an und gibt keine Antwort.

„Da Sie nicht „„Nein"" sagen", fährt er fort, „so nehme ich einem juridischen Grundsatze zufolge an, daß Sie „„Ja"" gesagt haben."

„Ich bin ein anständiges Mädchen", sagt die Unbekannte.

„Dafür halte ich Sie", beeilt sich Plant zu versichern, „sonst hätte ich mich nicht erboten, Sie nach Hause zu führen. Sie sind gewiß fremd hier, mein Fräulein?"

„Nein, ich bin hier zu Hause." Die Unbekannte hat eine wunderbare Stimme, eine Stimme voll Klang, Melodie und Schwung. Plant zittert förmlich, wenn diese Stimme an sein Ohr schlägt, um dann wieder innerlich seine Schwärmerei zu bewitzeln. Er ist ja so recht der moderne Mensch, der sich keinem Gefühl, keinem Genuß ganz hingeben kann, der jeder seiner Freuden selbst die bunten Flügel ausreißt.

„Dann erstaune ich, daß ich Sie heute zum ersten Mal sehe."

„Wer weiß, wie oft wir uns schon begegnet sind."

„O! eine Gestalt, eine Physiognomie wie die Ihre, mein Fräulein, sieht man ein Mal, um sie nie wieder zu vergessen."

Die Unbekannte lacht. Plant beißt sich in die Lippe, er möchte um jeden Preis geistreich, ungewöhnlich sein, dem schönen Mädchen imponiren, aber er fühlt, daß es ihm nicht gelingen will. Vergebens setzt er Himmel und Erde in Bewegung, spricht von dem Theater, von Schiller, der Prinzessin Paula, der Toilette der Gräfin Bärnburg, den Predigten des Mönches Hasfege, von Gott, Unsterblichkeit, der französischen Revolution, Bockbier, Hegel, ja endlich sogar von Ganseles, kurz von Allem, wovon ein moderner Deutscher beiläufig in einer ähnlichen Lage spricht,

aber Alles, was er sagt, mißfällt ihm selbst am allermeisten.

Er fühlt etwas wie Weltschmerz.

Daß in den Augen seiner Begleiterin weder sein Geist, noch sein Wissen, noch sein philosophischer Standpunkt entscheiden wird, sondern nur allein der Eindruck, den seine Persönlichkeit auf sie macht, diese ebenso einfache als unsterbliche Wahrheit zu begreifen, fehlt ihm die Naivetät.

Unsere praktischen Menschen sind in solchen Dingen entsetzlich albern.

An der Ecke der Lilienstraße bleibt die Unbekannte stehen. „Weiter dürfen sie mich nicht begleiten." sagt sie mit ihrer schönen Stimme und in einem Tone, der jedes Flehen fruchtlos erscheinen läßt.

„Ueben Sie Gnade gegen einen armen Sterblichen, dem diese Viertelstunde unvergeßlich sein wird", sagt Plant, „und gönnen Sie mir ein Wiedersehen."

Plant weiß sehr gut, daß diese Phrase nach dem Briefsteller für Liebende schmeckt, und schämt sich derselben, aber die Schöne scheint anders zu denken.

Sie sinnt nach und erklärt dann, sie werde ihm schreiben. Plant zieht seine Karte hervor, kritzelt

mit Bleistift seine Adresse auf dieselbe und überreicht sie mit einer eleganten Verbeugung, welche ihm in den Augen des schönen Mädchens mehr nützt, als der ganze Luxus von Esprit, den er entwickelt hat. Sie nickt ihm freundlich zu und biegt um die Ecke.

Plant ist in den nächsten Tagen in unbeschreiblicher Aufregung, er macht sogar ein Gedicht, das sich leicht an Heine anlehnt, und läßt sich von seiner Zimmerfrau, einer unumstößlichen Autorität in solchen Dingen, aus einem schmierigen Büchlein seine Träume auslegen. Einen schönen Wagen sehen, bedeutet diesem Orakel zufolge, mit höheren Leuten in Verbindung treten.

Diesmal scheint dasselbe Recht behalten zu wollen, denn als Plant Mittags aus der Kanzlei zurückkehrt, übergibt ihm seine Zimmerfrau ein elegantes Briefchen.

„Wer hat es gebracht?“

„Ein Herrschaftsbedienter.“

Mit pochendem Herzen öffnet Plant das Couvert, es ist eine Bestellung seiner Unbekannten zur Dämmerzeit in den Thiergarten. Sie ist eine Aristokratin ohne Zweifel und sie will ihn wieder sehen, also gefällt er ihr. Sein Kopf dreht sich vor Glück, befriedigter Eitelkeit und kühnen Entwürfen.

Er ist natürlich pünktlich bei dem Rendezvous und sehr respektvoll gegen die schöne Unbekannte, welche auch diesmal äußerst vornehm gekleidet und dicht verschleiert ist. Während sie in der großen Allee promeniren, gehen zwei Damen vorüber.

„Die Gräfin Bartfeld" sagt die eine, seine Begleiterin fixirend, „ich kenne die Toilette."

Plant wäre in seiner Wonne im Stande, auf alle Bäume zu klettern und über alle Hecken zu springen.

Er ist auch von der Stunde an ganz verändert im Verkehr mit seinen Freunden, einsilbig, kühl, wie Einer, der ein großes Geheimniß zu bewahren hat. Nur einmal, als Wolfgang wieder mit einem eigenthümlichen Lächeln von der Gräfin Bärnburg spricht, läßt er sich hinreißen.

„Andere Leute haben auch Glück bei vornehmen Damen", ruft er, „aber sie besitzen das Zartgefühl, solche delikate Beziehungen nicht an die große Glocke zu hängen."

Wolfgang sieht Plant starr an und behandelt ihn von dem Augenblicke an mit größerer Achtung.

Einem Menschen, der ohne Arbeit sein Glück macht, fehlt es ja in unserer praktischen Zeit nie an Bewunderern.

Es ist längst zur Lüge geworden, daß das Handwerk einen goldenen Boden hat. Wir wissen es besser. Das Spiel, ja, das hat einen goldenen Boden, und der Betrug, und vor Allem die Schande.

Das ist der Höhepunkt moderner Kultur, auf dem wir angelangt sind.

Prinzen, Grafen und Generale treten mit Börseleuten in die Schranken und die Damen der High life rivalisiren mit der Halbwelt.

5. Kapitel.

Eine merkwürdige und eine recht gewöhnliche Familie.

Obwohl Plant seit seiner Bekanntschaft mit der Gräfin, für ihn bestand nämlich kein Zweifel darüber, daß seine Unbekannte diesen Rang einnehme, alle Menschen, mit denen er verkehrte, stark aus der Vogelperspektive betrachtete, den Notar, in dessen Kanzlei er arbeitete, nicht ausgenommen, besuchte er doch das Andor'sche Haus mit derselben Vorliebe wie früher. Er selbst konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was ihn in den alten kleinen, von der Zeit geschwärzten Kasten zog. Genug, das Haus that ihm wohl.

So praktisch, rücksichtslos, ironisch er sonst war, hier konnte er oft stundenlang sitzen, stille und friedlich, und sich an dem Idealismus sonnen, der aus allen Ritzen strömte, denn es hat wohl noch nie in irgend einem Hause so viel Ritzen, Vorsprünge und Winkelchen gegeben, wie eben in diesem.

Dabei war aber nirgends etwas von Verwahr-

losung zu entdecken, sogar die Loupe hätte nichts aufbringen können, Alles war so nett, so spiegelblank. Das Alter des Hauses war ein Alter mit schönen silberweißen Locken und dem freundlichsten Lächeln von der Welt.

Das ganze Haus bestand aus zwei Zimmern und einer Küche ebener Erde, drei Zimmern im ersten Stocke und einem kleinen Gärtchen, das erhöht auf der alten Stadtmauer lag, es war ein altdeutsches enges und hohes Gebäude mit Giebel, Erkervorsprung und kleinen Säulen in den Fenstern, einem Türkenkopf als Thürklopfer, einem Marienbilde zwischen den Fenstern des ersten Stockwerkes und dem Spruche: „Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut", in gothischer Schrift über dem Eingange. Auch fehlte der Steinsitz von der Hausthüre ebenso wenig wie die schwarze Holzbank im offenen Gange des ersten Stockes und die Gaisblattlaube im Gärtchen, von der aus man die Dächer der großen Stadt übersah und sogar ein Stück blauen Himmels und einen Hügel mit wirklichen grünen Bäumen in duftblauer Ferne erblicken konnte.

Im Erdgeschoß bewohnte ein Zimmer der eigentliche Besitzer des kleinen Hauses, der Bruder der Frau Andor, Hauptmann Gerling, Alles in Allem

ein alter Soldat, brav, ohne Furcht vor Gott und den Menschen, ein Mann der kurzen aber deutlichen Reden, von Früh bis Abend die Tabakpfeife im Munde und manchmal auch länger, denn er schlief nicht selten mit derselben ein.

Neben ihm hauste seine Schwester, Regina Gerling, ein altes, spiegelblankes Fräulein, dessen höchste Lebensfreude darin bestand, Gäste bei sich zu sehen und für sie zu kochen. Sie las mit Vorliebe die „Stunden der Andacht", verschmähte aber auch nicht, hie und da die Bekanntschaft einiger Dumas'schen oder Sue'schen Helden zu machen. Das Ideal ihrer Mädchenjahre war Richard Löwenherz gewesen, jetzt schwärmte sie heimlich für den Grafen von Monte Christo und fand, daß der ewige Jude eigentlich ein sehr interessanter Mann sei.

Oben hatte Frau Andor ihr Zimmer. Sie war die Wittwe eines Regierungsrathes und bezog, ebenso wie ihr Bruder, der Hauptmann, eine kleine, ganz kleine Pension. Ihre Kleider hatten alle den Schnitt der Zwanziger-Jahre, kurze Taille, in Falten gelegt, nicht etwa weil sie dieselben liebte, sondern weil sie jetzt erst die beiden Seidenkleider abtrug, welche sie zu ihrer Hochzeit bekommen hatte, ihr Häubchen war wie frisch gefallener Schnee. Sie erhellte das ganze

Haus mit ihrem freundlichen lieben Gesichte, das trotz der zahllosen kleinen Falten so rein, so unbefleckt war wie das Antlitz eines unschuldigen Mädchens von fünfzehn Jahren.

Die jungen Leute hingen an ihr mit großer Zärtlichkeit, denn sie war gegen jeden Menschen gütig und mütterlich, ja was noch wichtiger schien, sie war wie alle edeln und wirklich musterhaften Frauen nicht im mindesten prude. Selbst ohne Tadel, war sie geneigt, Anderen jeden Fehltritt der Leidenschaft, der nicht aus einem schlechten Herzen entsprang, zu verzeihen. Vor ihr konnte man ohne Furcht von Allem und Jedem reden, sie hörte meist nur zu, aber sie verstand Alles, sie fühlte Alles mit, sie stieß sich nie an einer etwas natürlichen oder derben Wendung, und wenn sie von Zeit zu Zeit ein Wort hinein warf, so war es ächtes Gold.

Ihr Sohn, der Doktor, war Privatdozent. Er hielt seine Vorlesungen über Geschichte an der Universität, er vergrub sich im Staatsarchiv in halbverschimmelte Urkunden oder arbeitete in der Bibliothek, durchaus Beschäftigungen, welche bei uns in Deutschland zu unserer idealsten Zeit nichts eingebracht haben, und jetzt, wo wir mit einem Male so praktisch sind, noch viel mehr zu den brodlosen Künsten ge-

hören. Er gab daher in einigen Familien Lektionen welche ihm anständig bezahlt wurden.

Alles in Allem war das Andor'sche Haus recht beschränkt in seinen Mitteln, trotzdem fehlte es aber nicht an Gastlichkeit. Die jungen Leute, die zum Doktor kamen, fanden jedes Mal einen gedeckten Tisch. Wie Frau Andor dies fertig brachte, blieb Jedem ein Räthsel, aber es war immer etwas da und es wurde so freundlich geboten, so freundlich, und das Lächeln der Frau Andor war ja im Stande, die Steingutschüsseln zu versilbern und mit fünf Broden und zwei Fischen Fünftausend zu speisen.

Wenn Jemand kam, saß er in der großen Stube im ersten Stocke, welche zugleich Salon, Tafelzimmer, Wintergarten und Menagerie war.

Da stand einmal eine alte Garnitur-Möbel von rothem verschossenen Stoffe mit großen weißen Blumen, dann war ein langer Tisch da, um den ein halbes Dutzend Rohrsessel standen, dann waren zwei Fenster mit Blumen gefüllt, mit Epheu vergittert, und in jedem derselben stand ein hoher Strauch Rosenkraut in einem weißen Steinguttopf mit Amoretten, auf einem Holzkreuz bis zur Decke gezogen, förmliche grüne Bäume, die einen matten süßen Duft versendeten. Die Wände verdeckten große Kästen, mit

Büchern gefüllt, und alte prächtige Kupferstiche, und aller Orten sang, zwitscherte und lebte es.

Auf dem Ofen lag gewiß stets eine große graue weiße oder schwarze Katze und schnurrte andächtig.

Vom Schrank herab girrte ein Paar Turteltauben, das sich dort im Blumenkorb einer Gypsflora sein Nest gebaut hatte, auf den Zweigen des Rosenkrautes, wiegten sich goldgelbe Kanarienvögel, Stieglitze, Zeisige; unter dem Tische athmete schwer und vernehmlich der große halbblinde Jagdhund des Hauptmannes und wenn es recht spät und stille war, kam der Igel aus irgend einem Winkelchen hervor und trabte wie ein kleines geharnischtes Turnierroß umher.

Mitten unter diesem Gethier saß Plant eines Nachmittags mit Andor beim Kaffee und Frau Andor feilschte mit einem Bauer um Aepfel, welche in einem großen Tragkorb auf der Diele standen. Der Bauer bemühte sich redlich, seine Waare an den Mann zu bringen, er zeigte sich gar so freundlich, aber seine Preise schienen zu hoch. Frau Andor nahm von der und jener Sorte ein Stück heraus, besah es, fragte und legte es wieder zurück. Nachdem der Bauer alle seine Beredtsamkeit verschwendet und Frau Andor sich wieder an den großen Tisch gesetzt hatte, stellte

sich der Bauer den Aepfelkorb auf einen Stuhl, hob ihn auf den Rücken und setzte seine Mütze auf, indem er ruhig sagte: „Jetzt nützt es so nichts.“ Damit ging er fort ohne Gruß.

„Da hast Du ein schlagendes Exempel zu unserem alten Streit, Andor“, rief Plant, die verlockende Gelegenheit ergreifend, „dieser Bauer ist mir lehrreicher als hundert Bände unserer deutschen Gelehrten, die vom Leben so viel wissen, wie ein Pipi in seiner Eierschale. Da hast Du die menschliche Natur. So lange er meinte, daß ihm etwas abgekauft wird, erstarb er in Demuth und Freundlichkeit, ja er hat sogar Eueren Hund gestreichelt und gewiß nicht ohne Absicht. Wie er aber sieht, daß kein Geschäft zu machen ist, setzt er im Zimmer seine Mütze auf und empfiehlt sich nicht einmal. Wie soll man solchen Kreaturen gegenüber mit einem Idealismus, wie es der Deine ist, auskommen?“

„Du weißt, daß ich Pessimist bin.“

„O ja, in der Theorie. Du bist ein Anhänger Schopenhauer's, weil Dir Dein scharfer Verstand sagt, daß der Optimismus unsinnig ist, aber wie Du einer Thatsache oder einem Menschen gegenüber stehst, schweigt Dein Verstand, schweigt Deine Philosophie und nur Dein törichtes schwaches Herz führt das

große Wort.“ Andeor lächelte als wolle er sagen, Du hast Recht, aber ich kann mich nicht anders machen als ich eben bin.

„Ich mache mir oft Sorgen um Dich“, fährt Plant fort, „Du wirst jeden Augenblick blind gegen die Ecken des Lebens rennen und manche Beule davontragen. Da bin ich ganz anders. Ich verachte jede Sentimentalität. Mein Grundsatz ist: „man muß in dieser Welt wie in Feindesland marschiren“, das heißt, bewaffnet bis an die Zähne, keinen Pardon geben und auf keinen rechnen, wie die Russen bei Zorndorf riefen: Wir geben kein Quartier!“

„Weißt Du aber auch, was die Preußen Ihnen antworteten? Sie riefen zurück: Wir auch nicht. Du predigst den Krieg Aller gegen Alle.“

„Ich halte mich einfach an das, was uns die Geschichte, was uns die Statistik, was uns vor Allem die Naturwissenschaft lehrt.“

„Nun, ich denke, jede Wissenschaft gibt uns die eine große und einzige Lehre der Moral, die uns schon Jesus von Nazareth und dem Orient vor ihm Budha gab: Thue Keinem, was Du nicht willst, daß Dir geschehe.“

„Richtig.“

„Kehre nun den Satz um, mache ihn positiv, so

heißt es: Thue den Anderen das Gute, das Du Dir selbst wünschest."

„Ah! das sind altväterische Anschauungen."

Plant hat Recht, Niemand wird ihm widersprechen. Unsere Zeit bedarf dieser Moral nur noch, wie der Straßenräuber des vorigen Jahrhunderts einer Sammtlarve vor dem Gesichte bedurfte. Die Heuchelei ist allgemein, die Moral selten.

Andor ist in der That altväterisch in seinen Ideen und seinem Wesen. Wer wird heute Anderen Gutes thun, außer mit der Absicht, in die Zeitungen zu kommen und anderweitigen Nutzen daraus zu ziehen.

Das Haus, die ganze Familie Andor's machen den Eindruck, als ob sie vor hundert Jahren verschüttet und vor Kurzem ausgegraben worden wären. In unserer mit Kohlenstaub erfüllten Luft wollen solche Menschen nicht mehr recht gedeihen, sie sind veraltet.

Und doch nahm sich der Vorwurf gerade in Plant's Munde sonderbar genug aus und nur deshalb schwieg Andor so beharrlich. Sein Gemüth war zu zart, er hätte sonst antworten können, schlagend antworten..

Er hätte sagen können: Freund, als Du in Noth

warst, als Du keinen guten Schuh am Fuße und keinen guten Rock am Leibe hatteſt, als Du in Deine erfrorenen Hände blaſen mußteſt, um ſie ein wenig zu erwärmen, und Hunger litteſt, wer hätte Dir da geholfen, wenn ich Deine ſo weiſen und praktiſchen Maximen getheilt hätte. Wer gab Dir Kleider? wer gab Dir zu eſſen? ich war es, ich, den Du jetzt verſpotteſt. Ich habe Dich vor Elend und Schande gerettet, vielleicht vor dem Verbrechen!

Möglicherweiſe hatte Plant unbewußt auf ſeine eigene praktiſche Philoſophie, unſere Voreltern hätten in ihrer gemeinen Art, ſich auszudrücken, Schuftigkeit geſagt, angeſpielt.

Er hatte nämlich zu ſeinem erſten Examen von Andor einen ſchwarzen Anzug ausgeliehen und nicht wieder zurückgeſtellt. Andor war zu gutmüthig, ihn zu mahnen, er hätte ſich eher die Zunge abgebiſſen. Auch hätte es nichts gefruchtet, denn Plant hatte den Anzug unmittelbar nach dem Examen in das Leihhaus getragen und den Leihhauszettel wiederum verpfändet. Das war ſeine Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er in dem altväteriſchen Hauſe empfangen, und da man ihn dort nach wie vor gleich freundlich aufnahm, hatte er nicht Recht, über ſie Alle zu lachen?

Während also Andor beharrlich schwieg und Plant sich mit einem Stieglitz unterhielt, der Brosamen aus seiner Hand pickte, trat der alte Onkel in das Zimmer. Ihn kündigte, wie einen Eisenbahnzug, jedesmal eine blaue Rauchwolke an.

„Höre mal, Doktor", begann er in seiner mürrischen Weise, er nannte seinen Neffen nämlich jedes Mal Doktor und blickte mit nicht geringem Respekt auf ihn, „ich habe eine Lektion für Dich. Bei anständigen Leuten. Finanzrath Teschenberg —"

Andor erröthete in einer Weise, die wieder für einen Doktor der Philosophie und Privatdozenten der Geschichte sehr lächerlich war.

„Wird nicht ganz nach Deinem Geschmacke sein, Doktor, es gibt da drei weibliche Rekruten zu exerziren in der Geschichte. Zwar alle Drei bildhübsch, die junge Teschenberg, die kleine Klebelsberg und die reiche Rosenzweig. Mein Herr Kamerad von Leipzig noch, Oberst Klebelsberg hat Dich empfohlen. Gutes Honorar, aber wie gesagt, gewiß nicht nach Deinem Geschmack, Doktor. Ja, als ich noch Lieutenant war, ich hätte die Mädels schon in Ordnung gebracht. Und — was sagst Du?"

„Sie wissen, lieber Onkel, daß, sobald Sie etwas

wünschen oder über mich beschließen, es eine Freude für mich ist —"

„Wenn Du nicht magst, Doktor, nur gleich Farbe bekannt."

„Nein Onkel, ich nehme die Lektion mit Vergnügen sogar."

„Das kann ich bezeugen", spöttelte Plant.

„Was, wissen Sie etwa davon, Musje Plant", fertigte der alte Soldat den jungen praktischen Philosophen ab, „aber Du mußt auf der Stelle hin, Doktor, habe dem Obersten versprochen, daß Du Dich heute noch bei Finanzrath vorstellst."

Andor ging in sein Zimmer, um sich anzukleiden, er gehorchte in solchen Dingen dem alten Onkel auf ein Wort oder einen Wink hin.

Es bestand ein eigenthümliches Verhältniß gegenseitiger Hochachtung zwischen den Beiden.

Wenn der Doktor irgend einen Schritt in der Welt that, sagte er zur Mutter, geh' doch hinab und frage den Onkel, der ist in Allem erfahren, und las der alte Hauptmann die Zeitung oder ein Buch und es stieß ihm ein fremdes Wort, stieß ihm ein Gegenstand auf, der ihm unbekannt war, dann sagte er zu seiner Schwester, dem alten Fräulein, geh' doch hinauf und frage den Doktor, der weiß Alles.

Andor war noch nicht lange in seinem Zimmer, als er nach der Mutter rief.

Der große, starke, gelehrte Mann war darin wie ein Kind, er war nicht im Stande, irgend etwas ohne sie zu thun.

Der Mutter folgte der Onkel, folgte die Tante, folgte Plant, und Alle halfen dem Doktor sich anzukleiden. Die Mutter that ihm die Knöpfe in die Manschetten; der Hauptmann band ihm die Halsschleife in zwei kongruente Zipfen, darin war er nämlich Meister; die Tante bürstete ihm den Hut und hielt den Stock bereit, während Plant ihm in den Frack half.

Endlich war unser Held gewappnet und gerüstet, und trat in Begleitung Plant's den schweren Gang an, schwer, weil er sich vor Menschen, die ihm fremd und neu waren, stets ein wenig fürchtete, und weil er Hanna in aller Nähe sehen und sogar sprechen sollte. Das, wonach er sich seit Monaten gesehnt, erschien ihm jetzt wie eine Strafe, und so war er denn ziemlich ungewöhnlich gefärbt, als er Plant vor dem Hause, in dem Teschenbergs wohnten, die Hand schüttelte, und mußte auf der Treppe mehrmals stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

Noch angesichts der Thüre wäre er mit Ver-

gnügen umgekehrt, aber rasch entschlossen ergriff er die Klingel, und riß sie aus lauter Angst so kräftig an, daß es einen gellenden Ton gab, der ihm selbst durch Mark und Bein ging.

Wie es nun kam, daß er eintrat und sich vorstellte, das ist ihm später nie ganz klar geworden, genug, er stand endlich in einem mäßig großen Zimmer vor einer älteren Dame, welche auf einem Sopha saß, ein würdevoller Herr bot ihm die Hand, drei blühende Mädchengesichter lachten ihn an, und fünf Kinderköpfe umringten ihn mit unartigem Erstaunen.

Er selbst stand da aufrecht wie ein Holzsoldat, und jedes Mal, wenn er sich verbeugte, und er verbeugte sich drei Mal, zuerst gegen das Sopha, dann gegen den würdevollen Herrn und endlich gegen die lachenden Mädchengesichter, senkte er nicht etwa den Kopf, sondern die Absätze, und begann wie ein Holzsoldat sammt seinem Brettchen mit steifen Füßen auf- und abzuschwanken.

Der würdevolle Herr bot ihm einen Stuhl, der Doktor setzte sich auf den Rand, und in so zarter Weise, als wolle er dem Stuhle nicht wehe thun. Die Mädchen nahmen um den Tisch herum Platz. Die Dame auf dem Sopha leitete die Unterhaltung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Andor bemühte sich redlich, unbefangen zu erscheinen, denn er hatte das dunkle Gefühl, daß resolute, ja etwas kecke Männer den Frauen besser gefallen, als bescheidene oder gar scheue, aber je angestrengter er zu diesem Zwecke mit Händen und Füßen arbeitete, um so mehr glichen alle seine Bewegungen jenen eines kleinen Bajazzo, der durch eine Schnur von Kinderhand regiert wird. Er sprach nicht schlecht, es gelang ihm sogar ironisch zu werden, aber sein Auge irrte dabei verzweifelt im ganzen Zimmer umher, bald haftete es seitwärts am Boden, bald an den Familienporträts über dem Sopha, ja sogar an der Decke, nur nicht dort, wo es sein sollte.

Alles in Allem spielte er eine lächerliche Rolle und die Mädchen belustigten sich auch weidlich auf seine Kosten, tauschten verständnißinnige Blicke oder stießen sich leise mit dem Ellenbogen und brachen dann in ein lautes muthwilliges Lachen aus. Welches Mädchen würde in einem solchen Falle Gnade üben?

Auch Hanna hatte kein Erbarmen und sie war es, welche am meisten lachte und die Anderen auf die kläglichen Grimassen ihres armen Opfers aufmerksam machte.

Andor wurde mehrmals blutroth, beinahe wären

ihm die Thränen in die Augen getreten, und doch trug er, er ganz allein Schuld an seinem fatalen Debut.

Wer wird auch heute noch ein paar hübschen Puppenköpfen gegenüber in Verlegenheit kommen, wo die Scham bei viel ernsteren Dingen aus der Mode gekommen ist.

Ueberdies hatte Andor gerade in dem Hause Teschenberg am wenigsten Ursache, in Verlegenheit zu kommen, er hätte sie alle von oben herab ansehen dürfen, den würdevollen Herrn, den Finanzrath, nicht ausgenommen.

Das war allenfalls ein Mensch wie eine Uhr oder eine Rechenmaschine, einer von jenen, denen jeder Tag ist wie der vergangene war und wie der kommende sein wird, ein Kanzleipascha, Federtiger, grausamer Zahlenkopfabschneider und Steuernwütherich, Alles in Allem, was man in unserem beamtengedüngten, papierüberschwemmten, paragraphenverklexten Deutschland zwischen Aktengebirgen und Tintenströmen einen musterhaften Staatsdiener nennt.

Die Räthin war eine Frau mit einem hohlen Kürbiskopfe, in dem die Pfaffen ein kleines Lichtlein angezündet hatten, Hanna ein thörichtes Mädchen mit einem Herzen, das wie ein Stein nur dann Funken

gab, wenn man mit aller Kraft auf dasselbe losschlug, und die Kinder verzogene, unartige, blöde Kinder, welche sich vor Gespenstern fürchteten und weinten, wenn der Lehrer ihnen einmal etwas mehr zu lernen aufgab.

Wie alle Familien, deren Haupt einen gewissen Rang in der endlosen Mandarinenreihe einnimmt, fühlte sich auch die Familie Teschenberg verpflichtet, „ihrer Stellung gemäß zu leben". Bei diesem löblichen Vorhaben stieß sie jedoch auf ein entschiedenes Hinderniß, nämlich den Gagebogen des Herrn Finanzrathes, welcher, wie jener polnische Landbote, bei jeder Gelegenheit sein „Veto!" schrie, das nicht überhört werden konnte.

Indeß Leute von einigem Takt, wie es die Teschenbergs unstreitig waren, wissen sich selbst unter solchen Verhältnissen zu helfen, und man muß gestehen, daß der Rath sowohl als die Räthin und ihre kluge Tochter Hanna in der eleganten Bemäntelung ihrer respektablen Armuth einen geradezu amerikanischen Erfindungsgeist bewiesen.

Ein feines Haus ohne Bedienten ist nun einmal absolut nicht denkbar, ein Kutscher von entschiedenem Nutzen, und ein Koch gibt demselben erst den eigentlich vornehmen Anstrich. Was also beginnen, wenn

man schon die Hofämter der Köchin, der Bonne und der Kammerjungfer in der Person eines Mädchens für Alles zu vereinigen sich gezwungen sieht?

Der feine Takt der Familie Teschenberg weiß sich indeß auch in dieser schwierigen Lage Rath, die Köchin wird aus der Liste der Lebendigen gestrichen, die Kammerjungfer wird zur unsichtbaren Person, zur Mythe, sie existirt nur im Munde der Frau Teschenberg als „unsere Jungfer" und das Mädchen für Alles erscheint, sobald es nöthig, als Bonne.

Nun ist es aber immerhin möglich, auf diese Weise aus einer Person drei zu machen, wo aber absolut nichts da ist, nicht das geringste menschliche Material, vermag selbst eine so taktvolle Familie wie die Teschenberg nicht weitere Fleischwerdungen in Szene zu setzen.

Nicht? O! doch, doch!

Der Federtiger hat in seinem Amte einen Kanzleidiener, welcher mancherlei Talente besitzt und als Unteroffizier bei den Uhlanen entwickelt hat. Dieser Kanzleidiener spielt in der Familie Teschenberg dieselbe Rolle wie jene berühmten Leibhusaren eines kleinen vaterländischen Potentaten, den ein russischer Kaiser bei der Durchreise eines eintägigen Besuches würdigt.

Der Czar kommt auf dem Bahnhofe an und findet den deutschen Fürsten, umgeben von seiner Generalität, zwölf Mann stark, welche sich auffallend gerade hält und starrende schwarze Schnurrbärte hat.

Bei der Hofjagd versehen zwölf Leibjäger und Piqueure in der Tracht Ludwig's XV. den Dienst, und der Czar bemerkt, daß auch sie die stramme Haltung der Generalität und ihre schwarzen Schnurrbärte haben.

Die Bedienung bei der Hoftafel besorgen zwölf Leibhusaren, welche sich alle auffallend gerade halten und starrende schwarze Schnurrbärte haben.

Abends ist Galavorstellung in dem kleinen Hoftheater: „Fidelio". Der Chor der Gefangenen, welcher furchtbar mit den Ketten rasselt und dabei beiläufig die Griffe macht wie bei „Präsentirt das Gewehr", besteht aus vollen zwölf Mann, welche sich merkwürdiger Weise auch auffallend gerade halten und starrende schwarze Schnurrbärte haben.

Länger hält es der Czar nicht aus, er fragt und forscht und zuletzt stellt es sich heraus, daß die geraden Zwölf mit den schwarzen Schnurrbärten die Leibhusaren des Fürsten sind, welche nach Bedarf eingekleidet und zugerichtet als Generale, Jäger und Choristen fungiren müssen.

In derselben Weise erschien unser Kanzleidiener bei dem Finanzrath früh am Morgen als Stiefelputzer, besorgte die Aufträge der Damen, begleitete sie bei Visiten und in das Theater, bediente bei Tisch, wenn Gäste da waren, als Bedienter in einer Herrschaftslivrée, welche Frau Teschenberg von einem industriellen Hebräer erstanden hatte, lenkte die von der Entreprise des pompes funèbres ausgeliehenen Pferde als Kutscher, wenn die Herrschaft ausfuhr, und wüthete als Koch in weißer Jacke und Tellermütze in der Küche herum, wenn das Haus Teschenberg eine Soirée gab.

Wenn das Leben überhaupt eine Komödie ist, so war jenes der Familie Teschenberg entschieden die schlechteste, welche aufgeführt werden konnte.

Morgens ein Kaffee, der wie Petroleum schmeckte, Mittags zu viel zum Verhungern und zu wenig, um sich satt zu essen, zum Abendbrod regelmäßig Erdäpfel und ein Häring, dafür werden aber die Straßen der Residenz mit seidenen Besen gekehrt, im Salon stehen Sammtmöbel und im Theater sitzt man in einer Loge, wenn auch der Magen manchmal unartig wird und wie ein alter Hofhund knurrt.

Indeß gab es noch immer vielerlei elegante Dinge, welche trotz allem Takt nicht zu erreichen waren.

In dieser Richtung machte die taktvolle Familie eine unbezahlbare Erfindung, welche wir den zahlreichen ähnlichen Familien zur Nachahmung empfehlen.

Sie schützte ihren Geschmack vor.

Alles, was über die Kräfte der Teschenbergs hinausging, verletzte ihr ästhetisches Gefühl.

Hanna war eine abgesagte Feindin des Chignons, weil das Geld fehlte, einen für sie zu kaufen. Die Räthin verachtete aus demselben Gesichtspunkte mit großer Entschiedenheit Spitzen und Diamanten und der Finanzrath erklärte bei jeder Gelegenheit den Wein für das schädlichste und verderblichste Getränk der Welt, das immer verfälscht sei, und bemühte sich sogar, den Verfall der Sitte und das Zurückgehen der Race im deutschen Vaterlande aus dem vielen Genusse dieses von dem alten Noah so gepriesenen Saftes herzuleiten.

Die Familie Teschenberg hätte zwar ihre Lage wesentlich verbessern können, wenn die Damen nur irgend etwas gethan hätten, aber sie besaßen jenen edlen Stolz großer Seelen, lieber zu entbehren, als etwas Unwürdiges zu thun, und durch Arbeit Geld verdienen, erschien ihnen ebenso gemein als unanständig.

Trotz alledem flößte die Familie Teschenberg

dem ehrlichen Andor eine förmliche Ehrfurcht ein, und er war froh, ungerupft wieder an die Luft zu kommen.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, kam er unter das Messer, wurde jenes unerbittliche Scherbengericht über ihn gehalten, dem Keiner von uns entgeht, wenn er einen Kreis gebildeter Menschen verläßt.

Hanna fand, daß er nicht mehr Lebensart besitze als ein dressirter Bär; Micheline tadelte seinen Schneider und seine entsetzlich großen Füße, während Julie seine Augen schön fand. Dagegen hatte er vor den Eltern Gnade gefunden. Der Rath pries heftig seine Bildung und die Räthin nannte ihn einen jungen Mann von seltener Bescheidenheit und zartem Anstand.

„Doktor Andor wird einmal einen musterhaften Ehemann abgeben“, sagte die Räthin, nachdem die Mädchen wieder einige Zeit ihren Witz an ihm geübt hatten.

„Warum nicht?“ rief Micheline mit unnachahmlicher Geringschätzung die Achseln zuckend, „ein armes Mädchen, das keine Auswahl hat, kann mit ihm ganz zufrieden sein. Ich für meinen Theil werde mir einen Mann kaufen, der mir gefällt und durch

den ich in die Gesellschaft und an den Hof komme, einen hübschen Offizier oder einen Grafen, der Schulden hat."

Die Räthin begnügte sich, der aufrichtigen Tochter Rosenzweig's einen strafenden Blick zuzuwerfen, denn Takt war in ihren Augen Alles.

6. Kapitel.

Deutsche Liebe.

Andor war ohne Zweifel ein charaktervoller junger Mann, aber die Liebe, die echte, innige und leidenschaftliche Liebe ist eine von jenen geheimnißvollen Elementargewalten, gegen die wir vergebens mit allen unseren Kräften ringen.

Als er von Teschenberg fortging, kannte seine Empörung über das Benehmen der drei musterhaften Fräulein keine Grenzen.

Am folgenden Morgen war er noch fest entschlossen, die Lektion abzulehnen. Mittags erwägte er, daß es doch nothwendig sei, sein Ausbleiben zu entschuldigen, um vier Uhr Nachmittags nannte er sich einen erbärmlichen Feigling für den Fall, daß er nicht zu dem Rathe gehen und ihm persönlich die

Gründe darlegen sollte, welche ihn bestimmten, sein Haus nicht mehr zu betreten; um $^3/_4$5 Uhr betrat er dieses Haus doch, und um 5 Uhr gab er seine erste Vorlesung.

Er begann mit den Chinesen. Nun hat der Gegenstand für uns Europäer gewiß eben so viel Barockes und Komisches an sich, als wir Seltsames und Lächerliches in den Augen der Kinder des himmlischen Reiches haben mögen, denn unser heiliger Florian mag sich für ungewohnte Augen kaum ehrwürdiger ansnehmen, als uns ein dickbauchiger chinesischer Götze erscheint, aber nichtsdestoweniger verließ jener Takt, welcher in den Augen der Räthin Teschenberg Alles war, auch diesmal die drei musterhaften Fräulein, und sie kicherten beinahe ununterbrochen mit einander.

Nun haben aber Menschen von geringer gesellschaftlicher Routine einen viel schärferen Blick für das Benehmen Anderer und sind auch viel empfindlicher gegen jede Art von Zurücksetzung oder Beleidigung, als hartgesottene Salonsünder.

Zum Ueberflusse war Andor noch verliebt. Er saß also da wie ein Tiger, dem man einen Papierkragen und ein blaues Tuch um dem Hals geschlungen hat, und zerfleischte seine Chinesen mit einer Art Wuth.

Mit einem Male richtete er sich aber auf, heftete seine großen blitzenden Augen auf Hanna und sprach: „Ich glaube, mein Fräulein, daß ich Sie in Geschichte zu unterrichten habe, im Lachen bedürfen Sie offenbar keines Lehrmeisters mehr.“ Seine Stimme klang dabei trocken und gepreßt, aber hatte in diesem Augenblicke etwas Erhabenes, etwas Furchteinflößendes an sich.

Hanna schrak auch in der That zusammen, wurde bleich, dann wieder roth, verzog die Lippen zu einem Lächeln und setzte sich endlich, die Brauen finster zusammenziehend, bis an die Lehne ihres Stuhles zurück. Andor war der erste Mann, der es zu Stande gebracht hatte, diesem verzogenen thörichten Mädchen voll Prätensionen zu imponiren, er hatte sie zurechtgewiesen, sie, der alle jungen Männer Schönheiten sagten und alle alten Herren bewundernde Blicke zuwarfen.

Andor wurde diesmal von den drei musterhaften Fräulein nicht mehr wesentlich gestört.

Micheline begnügte sich damit, recht oft zu gähnen, Julie zeichnete auf einem Bogen Papier den Grundriß einer Synagoge und Hanna blickte von Zeit zu Zeit, scheu und mit einem gewissen Interesse sogar, von der Seite auf den Doktor. Zum Schlusse

gab der Doktor den drei Fräulein einige Seiten in der Weltgeschichte von Weber zum Lernen auf, lehnte artig aber entschieden den Petroleumkaffee der Räthin ab, was Hanna wieder imponirte, und empfahl sich so rasch, daß er das ganze Mädchenvolk aus der Contenance brachte.

Bei der folgenden Lektion erschienen die jungen Damen mit ziemlichem Ernst, hohen Frisuren und ausnehmend hübschen Toiletten, dafür aber mit himmelschreiend leeren Köpfchen.

Micheline wußte von chinesischen Dichtern nur Ossian und Herodot zu nennen und Hanna war der Ansicht, daß die Chinesen zuerst die Eisenbahnen erfunden hätten.

Andor suchte sich zu fassen.

„Sie haben es also nicht der Mühe werth gefunden, sich mit der Aufgabe zu beschäftigen, welche ich Ihnen gegeben habe", sagte er endlich.

„O! wir haben sehr fleißig studirt."

„Unterbrechen Sie mich nicht — Sie haben nichts gelernt und finden es wahrscheinlich überhaupt nicht der Mühe werth, etwas zu lernen, ich aber finde es unter diesen Umständen meiner unwürdig, Sie zu unterrichten."

Er stand auf, die Mädchen starrten ihn an.

Hanna gewann zuerst ihre Fassung wieder, sie rief ihm nach — er war bereits an der Thüre — und hielt ihn bei der Hand zurück.

„Ich bitte, Herr Doktor, bleiben Sie", sagte sie in einem Tone, der Andor's armes Herz unwiderstehlich ergriff, „wir werden lernen, verlieren Sie nur nicht so schnell die Geduld."

„Wie können Sie uns auch böse sein", rief Micheline, „Sie, ein so gelehrter—"

„Ein so geistvoller Mann", fügte Julie hinzu.

„Es ist unter Ihrer Würde, uns zu zürnen", schloß Micheline.

„Also die Chinesen haben nicht die Eisenbahnen erfunden", fiel Hanna lebhaft ein, „nicht wahr, Herr Doktor?"

„Und Ossian — ist kein chinesischer Dichter?" rief Micheline während sie Andor auf den Sessel niederzog.

Seitdem wetteiferten die drei Fräulein, dem Doktor Freude zu machen, und lernten zum ersten Male in ihrem Leben Etwas ernstlich und gründlich.

Eines Nachmittags, als Hanna mit Feuereifer alle Fragen Andor's, die Heroenzeit Griechenlands betreffend, beantwortet, Micheline die verschiedenen Säulenordnungen entwickelt und Julie den Inhalt

den Odissee auf Grundlage der eigenen Lekture in der Uebersetzung unseres trefflichen Voß mit lebhaften Farben wiedergegeben hatte, lächelte Andor, halb gegen seinen Willen.

„Sie verdienen heute unstreitig eine Belohnung, meine Damen", sagte er, „schade nur, daß ich weder Aladin's Wunderlampe, noch das Tischlein deck dich mein nenne."

„O! Sie können uns schon belohnen, wenn Sie nur wollen", rief Julie.

„Königlich belohnen", betheuerte Micheline.

„Bitte, Herr Doktor, erfüllen Sie mir eine Bitte", flehte Hanna, die Hände faltend wie ein artiges Kind.

„Mir auch", schrieen die Anderen.

„Gut also", erwiderte Andor, „ich bin bereit, als Belohnung für Ihren Fleiß und Eifer jeder von Ihnen einen Wunsch zu erfüllen." So sehr er sich auch den Anstrich eines Pedanten gab, pochte ihm doch das Herz dabei wie einem verliebten Knaben.

„Ihr Wort, Doktor."

„Mein Wort."

„Also ich für meinen Theil wünsche, daß Sie uns einen Fleißzettel ausstellen", entschied Julie, „den wir uns als schönes Andenken an unseren lieben Lehrer aufheben wollen."

„Mit Vergnügen," sagte Andor, schnitt drei Blätter Papier zurecht und begann zu schreiben.

„Ich," begann Micheline, „ja, was soll ich mir denn eigentlich ausbitten?" Die Anderen lachten und Andor lachte diesmal mit. „O! ich weiß schon, ich weiß schon," rief sie dann, „ich wünsche, daß Sie mir einen Besuch machen, Doktor."

„Werde nicht ermangeln," versetzte Andor mit dem Kopfe nickend, „aber Sie, Fräulein Hanna, was befehlen Sie mir."

„Ich befehle Ihnen, Doktor," sagte Hanna rasch, den Kopf mit schalkhafter Majestät erhebend, „heute mit uns auf das Eis zu gehen."

„Aber ich bin kein Schlittschuhläufer."

„Um so besser, ich werde Ihre Lehrmeisterin sein," sagte das schöne Mädchen; ihr Blick verrieth jenen sprühenden Muthwillen, welcher jungen Geschöpfen dieses Alters so gut läßt und jetzt so selten zu finden ist, wo man mit sechzehn Jahren blasirt und mit zwanzig Jahren bereits mit Selbstmordgedanken vertraut ist. Sie freute sich darauf, den Doktor wieder einmal recht ungeschickt und hilflos zu sehen.

Andor war eben fertig geworden und überreichte jeder der drei jungen Damen einen der schön geschriebenen Fleißzettel.

Hanna ergriff den ihren mit einer gewissen Hast, kaum hatte sie aber einen Blick auf die Schrift geworfen, geschah etwas gar Seltsames. Sie wurde purpurroth und las in ihrer Verwirrung die paar Zeilen wieder und immer wieder, und Andor warf nur einen Blick auf sie und in demselben Augenblick schoß auch ihm das Blut verrätherisch in die Wangen.

Hanna hatte eine Entdeckung gemacht, welche für ein junges Mädchen wenigstens von derselben Wichtigkeit ist, wie für uns jene des elektrischen Telegraphen oder der Dampfmaschine war. Sie hatte die Schrift jenes Briefes erkannt, welcher seinerzeit die Schneiderschule so sehr beschäftigt hatte, und wenn sie jetzt einen russischen Prinzen oder Millionär in dieser Weise entdeckt hätte, wäre es für sie kaum ein solcher Triumph gewesen, als in ihrem schwärmerischen Anbeter den bösen, gelehrten, gefürchteten Andor zu entlarven, der ihnen Allen so imponirte. Jetzt war ihr auch mit einem Male klar, warum dem ersten Briefe kein zweiter gefolgt war.

O! wie sie innerlich jubelte und dabei doch den Blick nicht aufzuschlagen wagte, sie hätte lange noch an ihrem Fleißzettel gelesen, wenn ihr Baronesse Julie nicht zu Hilfe gekommen wäre.

„Also wir führen den Doktor auf das Eis.“

„Ja, ja," rief Hanna, indem sie zugleich aus dem Zimmer hüpfte, „aber früher eine Tasse Kaffee."

Andor ließ geduldig Alles über sich ergehen, denn es war ihm zu Muthe wie einem Mörder, den das Auge des Gesetzes erreicht hat, er wußte sich verrathen und jetzt erst vielleicht recht vom Herzen verlacht und verspottet. Ohne Klage schlürfte er den Petroleumkaffee, ohne Klage harrte er, bis die drei Fräulein und die Räthin Toilette gemacht hatten.

Als die Damen wieder sichtbar wurden, konnte sogar der für Toilettenluxus unempfindliche Andor seine Bewunderung nicht unterdrücken, sein ästhetischer Sinn wurde lebhaft berührt und zauberte ihm allerhand Bilder vor. Die Räthin erschien ihm in ihrer schweren Winterpracht wie eine russische Czarin, Baroneffe Julie, deren Eislaufcostume den polnischen Schnitt hatte und auf deren blonden Locken kokett ein viereckiges Mützchen schaukelte, mahnte ihn an den unnachahmlichen Pan Thadeus des Adam Mizkiewicz, Micheline, in ungarischem Dolman und Kalpak, ließ eine Saite in seiner Seele erklingen, welche gleich Petöfi's genialen Melodien vibrirte, und nun gar Hanna! Zuerst schien sie ihm aus einem jener kleinen Kabinetsstücke von Dow oder Mieris herausgetreten, dann stand plötzlich die winterliche

Steppe vor seinem Auge, die Trojka, die wie ein Vogel dahinfliegt, tönte Schellengeklingel und Geheul der Wölfe in sein Ohr, dann mahnte es ihn wieder an die rothe Schenke, die rebelischen Garden Peter's III. und die hohe schlanke Gestalt Katharinens, die, den Hut mit Eichenlaub bekränzt, in den Krieg zieht gegen ihren Gemal.

So glücklich ist Andor in seinem Idealismus, er sieht die wechselvollsten herrlichsten Gestalten und Szenerien, wo ein Anderer nur vier reich und geschmackvoll gekleidete Modedamen sieht. Willig läßt er sich von seiner jungen Gebieterin mit den Schlittschuhen der drei Fräulein beladen und folgt ihnen die Treppe hinab.

Trotz der Entdeckung, welche Hanna gemacht hat und welche sie, mehr als sie sich selbst bewußt ist, mit Freude und Stolz erfüllt, war sie jetzt noch viel mehr entschlossen, den Doktor zur Belustigung Aller auf dem Eise zu exerziren, wird doch ein eigener Uebermuth in den Mädchen rege, sobald sie sehen, daß ein Mann in sie verliebt ist, und sie benehmen sich dann nicht anders wie Knaben, die einen Vogel gefangen haben.

Unterwegs ertheilt Hanna dem Doktor weise Lehren über das Eislaufen, welche er andächtig an-

hört, die ihm aber nicht mehr nützen werden, als jede Theorie es vermag, er wird dennoch auf die Nase fallen, und wie sich Hanna darauf freut!

Schon erglänzt der kleine, zugefrorne Teich des Thiergartens zwischen kahlen, vom Schnee halb erdrückten Bäumen.

Alles ist in lebhafter, fieberhafter Bewegung.

Herren und Damen rasen gleich Faunen und Bacchantinen durcheinander, alle Nationen scheinen vertreten, Polinen und Russinen gleiten, die Arme stolz auf der Brust verschränkt, über die spiegelglatte Fläche, Ungar und Ungarin fliegen Hand in Hand dahin, und die goldverschnürten Dolmans entfalten sich hinter ihnen gleich Fittigen. Irgend ein Löwe der Residenz, der zum Verwechseln einem Eskimo gleich sieht, schneidet allerhand Arabesken in das Eis, ein bildhübscher Offizier sieht ihm ernsthaft zu, während eine dicht verschleierte, im geheimnißvollen schwarzen Sammt gekleidete Schöne magische Schlingen um sie Beide zu ziehen scheint.

Knaben mit hochgerötheten Gesichtern jagen auf und ab, andere schreien am Ufer und werfen mit Schneeballen.

Eine aristokratische Juno liegt nachlässig in einem weichgepolsterten Fauteuil, den ein kleiner, kurzath-

miger Gardeoffizier, wie ein Lakai hinter ihr stehend, auf und ab schiebt, schon perlt ihm der Schweiß von der Stirne, aber sie wird nicht müde, die Leute durch die Lorgnette zu fixiren, und scheint ihren Ritter ganz vergessen zu haben.

In den Gebüschen hüpfen Sperlinge auf den mit kleinen glitzernden Eisstacheln besetzten Zweigen, die Abendsonne wirft in das Gewirre von Menschen und Farben ihre röthlichen Lichter, so daß Alles überirdisch glänzt und flimmert. Das Eis seufzt unter der Last und wiegt sich und kracht.

Am Ufer sitzen auf Holzstühlen reich gekleidete Frauen, die erstarrten Hände in den Muffen verborgen, und sehen dem kühnen Spiele ihrer Töchter zu.

Eine alte Frau, welche den Kopf mit einem blauen Tabaktuche eingebunden hat, sie scheint an Zahnweh zu leiden, vermiethet Schlittschuhe, welche ein blaßgrüner, kranker Knabe in großen Filzschuhen den Herren anschnallt und auch den Damen, wenn sie nicht etwa einen Ritter haben, der sich diese Gunst nicht so leicht entgehen läßt.

Unsere drei musterhaften Fräulein lassen sich neben einander auf einer Art wackligen Prügelbank nieder und zittern nun darauf, daß Andor ihnen diesen Sklavendienst erweist.

Es ist etwas Mädchenstolz, etwas Muthwille, aber auch etwas — Sinnlichkeit dabei.

Die Heuchelei hat, blind wie Gott Amor, in unser gesellschaftliches Leben hineingegriffen und so viele der unschuldigsten Dinge verpönt, daß sie dafür selbstverständlich viel ärgerlichere übersehen mußte, denn kann es etwas die Phantasie Aufregenderes, die Sinne Reizenderes und für Moralisten Aergerlicheres geben, als eine junge hübsche Dame, welche dem zu ihren Füßen liegenden Mann den Fuß auf das Knie setzt und dabei ihr Röckchen emporzieht und vielleicht gar noch lächelt, während er sich über ihrem, Knöchel zu schaffen macht, dort wo der weiße Strumpf schimmert, und dies Alles öffentlich und ohne jedwede Scham, denn für heimliche Sünden sind wir ja viel nachsichtiger, wir strengen Sittenrichter.

Auch Andor genoß nie geahnte Seeligkeiten, als Hanna's Fuß jetzt so vertraulich, so schalkhaft in seinem Schooße ruhte und als sie ihn gar ein wenig trat, es geschah gewiß nur zufällig, da lief es ihm wie Ameisen durch alle Glieder. Er machte sich so lange wie nur möglich mit diesem niedlichen Füßchen zu schaffen, er war ja so ungeschickt, aber endlich mußte er doch fertig werden, und so wurde er denn fertig und Hanna half ihm nun ihrerseits ein Paar

Schlittschuhe wählen, welche ihm der grünliche Knabe seufzend anschnallte.

Nun nahm ihn Hanna bei der rechten Hand und Micheline bemächtigte sich seiner linken und Julie schob rückwärts nach, so schleppten sie den unseligen Doktor bis in die Mitte des Eisplatzes. Dort ließen sie ihn los und zeigten ihm die Schritte und riefen und lachten durcheinander, bis er ganz aus der Fassung war, dann schwebten sie davon, mit flatternden Röckchen, und lockten ihn, nachzukommen.

Andor stand nun da, wie Einer, der Schiffbruch gelitten hat, auf einer kleinen Insel ringsum das Weltmeer branden sieht. Eine unbeschreibliche Angst kam über ihn und als er sich endlich ein Herz faßte, einige Schritte versuchte und wider Erwarten eine Strecke weit dahin glitt, da war es ihm zu Muthe wie einem Bären, dem man Flügel angebunden und den man dann von irgend einem Thurme in die Luft geworfen hatte.

Noch hielt er sich aufrecht und wurde von seinen Eisschuhen, welche vom Teufel besessen schienen und, wie es ihm vorkam, von selbst und wie es ihnen beliebte davonliefen, mitten unter die elegantesten und kühnsten Schlittschuhläufer entführt, die den muthigen Fremdling erstaunt musterten. Die Mädchen folgten

und riefen Bravo. Noch lächelte er, freilich mehr verlegen und ängstlich, als über seinen Erfolg erfreut, und schon saß er auf dem blanken Eise da, unmittelbar vor der geheimnißvollen Sammtdame, welche einen gellenden Schrei ausstieß, und lächelte sie beglückt an, während eine stolze Polin, die im raschen Laufe daherkam, mit einem Male auf seinen Schultern saß.

Es war dies gewiß sehr unanständig, aber der Zufall ist nun einmal kein Moralist.

Nachdem es Andor gelungen war, sich von seiner schönen Reiterin zu befreien, stand er mit Juliens Hilfe auf, um im nächsten Augenblicke mit einer Kühnheit, die Niemand bei ihm gesucht hatte, eine leibhafte Hofdame in seine Arme zu schließen.

Nachdem er von dem kräftigen Busen der Letzteren, wie ein Billardball von dem elastischen Mantinell, glücklich abgeprallt war, sauste er im Bogen durch eine Reihe Knaben, die sich bei den Händen hielten, und warf dieselben rechts und links zu Boden, um sich dann selbst, wie ein siegreicher Held der Nibelungen Noth auf Haufen erschlagener Feinde, auf denselben zu lagern.

Während es Andor so übel erging, daß sich der ganze Eisplatz mit ihm und seinen Heldenstückchen

unterhielt, erregte ein anderer fremder Eisläufer unbeschreibliches Aufsehen in ganz verschiedener Weise.

Er war ein Mann in den ersten Dreißigen, von schlankem, eisernem Körperbau, der durch eine Art ungarisches Beinkleid und kurze, reichverschnürte Jacke, die er trug, erst in das rechte Licht gesetzt wurde, ein Mann mit prachtvollem Bart und herausforderndem Blick, unter dichten, dunkeln Brauen hervor. Niemand kannte ihn und er schien Niemand zu kennen, dennoch lief er gleichsam zum Vergnügen Aller, die auf dem Eise waren, oder die Ufer einsäumten.

Mit Künsten, die den Meisten als der Höhepunkt des Eislaufens galten, fing er an, um immer mehr Alles, was man bisher in der Residenz gesehen hatte und zuletzt sogar sich selbst in Schatten zu stellen. Er schrieb mit seinem Schlittschuh auf dem Eise wie es der beste Kalligraph nicht schöner mit seiner Feder auf einem Blatt Papier vermag, er drehte sich um sich selbst wie ein Kreisel, sprang und übersetzte Hindernisse, wie wenn er zwei Rennbahnpferde und nicht Schlittschuhe an den Füßen angeschnallt gehabt hätte, er tanzte wie es der beste Tänzer nicht auf dem Parket vermag, wie ein Balletmeister.

Alle Welt blieb stehen, um ihn zu bewundern,

man sprach endlich nur von ihm, und als Andor auf dem Wege zu der Bank, wo er seine beiden Quälgeister mit Hilfe des grünlichen Knaben los wurde, noch zwei Mal fiel, lachte Niemand, ja wurde es gar nicht mehr bemerkt.

Die Gesellschaft war dadurch nicht wenig beunruhigt, daß man über Person und Stand des allgemein Angestaunten vollkommen im Unklaren war.

Ein Fremder, hieß es, aber ein Fremder kann eben so gut ein Friseur, Akrobat oder doch mindestens Abenteurer wie „einer von den Unseren sein". Jede Comtesse überlegte bereits, was sie zu thun hätte, wenn der Fremde sie einzuladen kam, sich von ihm über das Eis führen zu lassen, welche Auszeichnung und vielleicht am Ende doch nur eine Erniedrigung! Indeß die Besorgnisse der vornehmen Damen zeigten sich als vollkommen unbegründet, denn erstens kam Baron Keith, grüßte den Fremden und hatte auf hundertsiebzehn fieberhafte Fragen Gelegenheit, hundertsiebzehn Mal die befriedigende Auskunft zu ertheilen, daß derselbe ein Baron Oldershausen und in einem benachbarten deutschen Staate begütert sei, zweitens fiel es aber dem Matador der Eisbahn durchaus nicht ein, irgend eine abgetackelte Comtesse zur Königin des Tages zu machen, sondern er näherte sich mit

einem Male der schönen Micheline Rosenzweig, stellte sich vor und führte die vor Stolz strahlende Chetorose blitzschnell in mannigfachen phantastischen Figuren über das Eis. Und während er sich über die Lehne zu ihr niederbeugte und sie selig zu ihm aufblickte, erkannte sie in ihm den feinen Herrn aus dem Theater, mit dem sie so hitzig kokettirt hatte.

Die Comtessen, Baronessen und die Fräulein „von" fanden aber, daß der Fremde bei aller Haltung eines sporting gentlemans ein Parvenu sein müsse.

Denselben Abend noch kam Baron Oldershausen zu dem Grafen Bärnburg, mit dem er entfernt verwandt war, und zog Erkundigungen über Micheline ein, welche er zu lieben behauptete. Da er selbst davon überzeugt war, hätte man ihm schwer das Gegentheil beweisen können.

Deutsche Liebe! was ist aus dir geworden im Laufe der Zeiten?

Einst warst du unzertrennlich von Mondenschein, Gedicht und Nachtigallensang, man sang dich zur Guitarre unter dem Fenster der Holden, man gab dich hin als duftigen Blumenstrauß.

Deutsche Liebe! auch dir gelten jetzt tadellose Glacéhandschuhe mehr als Verse, und der Goldschimmer eines Diamantenbracelets mehr als das Ge-

funkel der Sterne, aber ganz kannst du der Romantik doch nicht entrathen.

Baron Oldershausen fragt genau, wie alt Micheline ist, welche Erziehung sie genossen hat, das heißt, ob sie im Stande ist, in einem vornehmen Salon die Honneurs zu machen, er fragt auch, wie hoch man Rosenzweig schätzt, selbstverständlich nicht seinen inneren Werth, sondern sein Vermögen, und vergißt auch nicht, sicher zu stellen, wie viele Kinder da sind, wie viel somit von dem Gelde des alten Juden einst auf Michelines Theil fallen wird. Nachdem dies Alles nach seinem Wunsche beantwortet ist, wird er romantisch. Ohneweiteres anzuhalten, wäre bedenklich, denn das schöne Mädchen gilt als exzentrisch.

Baron Oldershausen schlüpft also am folgenden Morgen in die Kleider eines wirklichen Dienstmannes und stellt sich an der nächsten Ecke bei Rosenzweig's Hause auf. Micheline geht mit ihrer Mutter vorüber, er grüßt und sie erkennt den Helden des Eisplatzes. Mehr bedarf es für das kluge Mädchen nicht, sie weiß jetzt Alles.

Nach Hause zurückgekehrt, setzt sie sich an den Schreibtisch, wirft rasch einige Zeilen an Hanna auf ein Blatt Papier, schließt das Couvert mit einem

Phantasiewappen, eine Rosenkrone über einem ruhenden Löwen, und klingelt dem Bedienten. Als dieser, ihres Befehles harrend, an der Thüre steht, öffnet sie das Fenster, überzeugt sich, das Oldershausen, und zwar nur er, an der Ecke steht und beauftragt den Bedienten, einen Dienstmann zu holen.

Wenige Augenblicke später — denn er fliegt nur die Treppe empor — steht Oldershausen vor Micheline, er ist in ihrem Schlafzimmer und ist ganz allein mit ihr, da es keine Regel des Anstandes gibt, welche Dienstmännern verbieten würde, mit jungen Mädchen in ihrem Schlafzimmer allein zu sein. Nur wenige Sekunden sind dem Glücklichen zugemessen, aber er macht aus ihnen eben so viel, als Andor aus gleichviel Jahren gemacht hätte, er wirft sich zu Micheelinens Füßen nieder und sagt ihr in seiner kühnen Weise, gerade so wie er auf dem Eise tanzt, daß er sie liebt, daß er sie anbetet.

Ein schalkhafter Zufall will, daß gerade jetzt Mama Rosenzweig in das Zimmer rauschen muß, da auch sie einen Auftrag für den Dienstmann hat. Oldershausen steht nun allerdings mit einem jener Sprünge, die er auf dem Eise zu machen pflegt, im Augenblick auf den Beinen, aber Micheline wäre es unmöglich gemacht, ihm Antwort zu geben, wenn

einem klugen, jungen Mädchen überhaupt etwas unmöglich wäre. Sie setzt sich also scheinbar gleichgiltig an den Schreibtisch, wirft wieder einige Zeilen auf ein Blatt Papier und schließt sie mit jenen an Hanna in ein Couvert ein.

Indem sie dasselbe dem Baron übergibt, beauftragt sie ihn, es sofort bei Teschenberg, und zwar dem Fräulein persönlich zu übergeben.

Jetzt kommt die Mama.

„Lieber Dienstmann, gehen Sie mir vor Allem zu Ranzoni und holen Sie dort für mich eine große Gänseleberpastete, eine große Büchse Sardinen und ein Fäßchen Caviar ab, dann bekommen Sie bei Mademoiselle Kronowetter einen Samntpaletot für mich, den sie recht behutsam tragen müssen, bei Schilling und Kompagnie sind Visitkarten und ein Karton Briefpapier mitzunehmen und dann könnten Sie noch bei Schwertmaul, Ecke der Königs- und Olgastraße, nachfragen, ob meine Pantöffelchen fertig sind, Alles sehr rasch, ein gutes Trinkgeld, das wissen Sie schon."

Oldershausen geht mit schwerem Herzen, die Liebe macht ihn sans façon zum Packesel, da hilft kein Ueberlegen, schließlich siegt aber die Hoffnung, durch seinen Diensteifer das Herz der Mutter zu

rühren und so die Geliebte leichter zu erobern. Er gibt also zuerst den Brief in Hanna's Hände ab.

Sie lächelt, denn sie hat ihn sofort erkannt, und händigt ihm die Zeilen ein, welche Micheline für ihn beigeschlossen hat.

„O! erlauben Sie doch, daß ich gleich hier lese, ich sterbe sonst —"

„Sterben Sie nicht," spottet Hanna, „lesen Sie."

Er liest: „Mein Herr! Ich könnte Sie quälen, könnte Sie auf die Folter der Ungewißheit spannen, wie dies Mädchenart ist, aber ich finde dies ebenso unpraktisch und lächerlich, als die Sentimentalität und die Romantik früherer Zeiten.

Sie gefallen mir. Ob ich Sie liebe? Muß man denn überhaupt lieben, um zu heirathen? Mir für meinen Theil verspricht die Ehe ohne Liebe viel mehr Vergnügen, als eine Verbindung aus Leidenschaft, welche uns leicht auf Irrwege führt. Ich verlange nur ein Wort von Ihnen.

Wollen Sie mich zur Baronin Oldershausen machen? ja oder nein? Ihre — M."

Oldershausen küßt den Brief, bittet Hanna um die Erlaubniß, einige Worte schreiben zu dürfen, und nachdem dieselben in ein Couvert geschlossen, ersucht

er sie mit ihrer Hand die Adresse an ihre Freundin hinzuzufügen, was sie ohne Bedenken thut.

Eine Stunde später ladet er Pastete, Sardinen und Kaviar zu den Füßen der Frau Rosenzweig ab, meldet, daß Visitkarten und Briefpapier noch nicht fertig sind, hilft ihr galant in den Sammtpaletot schlüpfen, zieht ihr in der Stellung eines Leibeigenen die Pantöffelchen an und nimmt mit komischem Entsetzen das Trinkgeld, einen halben Gulden in Empfang. Er hält es in der Hand und dreht es verlegen hin und her.

Micheline winkt ihm mit den Augen, er soll es ruhig nehmen. Die Mama fängt den Blick auf und versteht ihn dahin, daß sie nach Ansicht ihrer Tochter zu wenig gegeben, jetzt kennt ihre Großmuth keine Grenzen mehr, sie wendet sich zu dem Baron und spricht: „Wissen Sie was, Dienstmann, Sie können in die Küche gehen und sich aufwärmen lassen, was von der ganzen Woche übrig geblieben ist.“

„O! Sie sind zu gnädig, Madame“, stammelt Oldershausen, übergibt Micheline den Brief und stürzt die Treppe hinab, als ob die Geister aller im Hause Rosenzweig geschlachteten Hühner, Gänse und Enten aufgewärmt hinter ihm wären.

Micheline bewundert pflichtschuldigst die kleinen

Füße ihrer Mama, zwei Füße wie Fregatten, redlich zu sprechen, und öffnet dann das Couvert, um folgende Zeilen zu lesen:

„Mein Fräulein! Sie sind ebenso geistreich als schön. Meine Anbetung für Sie kennt keine Grenzen. Ebenso grenzenlos wird mein Glück sein, wenn Sie einwilligen, mir zum Altar zu folgen. Ihr unbegrenzter Verehrer. Baron Oldershausen.

Der Brief war gewöhnlich genug und sogar schlecht stylisirt, kehrte doch derselbe Ausdruck variirt innerhalb drei Zeilen drei Mal wieder: keine Grenzen, grenzenlos, unbegrenzter. Dennoch fand Micheline den Brief sehr schön und sehr geistreich, denn er brachte ihr die Gewißheit, daß sie binnen Kurzem Baronin Oldershausen sein werde.

Deutsche Liebe! was ist aus dir geworden im Laufe der Zeiten?

7. Kapitel.

Metamorphosen.

Plant hatte wieder einmal in Folge von drei Briefen, welche zusammen alle Vergleichungsstufen repräsentirten, lang, länger, am längsten; feurig, feuriger, am feurigsten, von seiner aristokratischen Göttin ein Rendezvous erhalten, und zwar wieder im Thiergarten und zur Dämmerstunde. Er ging diesmal mit dem festen Entschlusse zu demselben, der Sache ein Ende zu machen, nämlich er hatte keine Lust mehr zu frieren, und zwar zu keinem anderen Zwecke, als um durch die unbestimmten Linien einer in Sammt gehüllten Gestalt und eines durch dichte Schleier matt durchschimmernden Gesichtes beglückt zu werden.

Die Unbekannte erschien wie immer reich gekleidet und vollkommen verhüllt, gab ihm die kleine Hand mit dem feinen Handschuh, und stellte allerlei gleichgiltige Fragen an ihn, endlich machte sie eine Pause, und Plant kam mit seinem Entschlusse angebraust,

stürmisch zugleich und unwiderstehlich wie ein Eisenbahnzug.

Die Unbekannte blieb stehen, und blinzelte ihn durch den Schleier an. „Ei! wie ungeduldig“, sagte sie „und wenn es mir nun erst recht Spaß machen würde, mich nicht erkennen zu lassen.“

„So wäre dies eine fruchtlose Mühe, denn ich kenne Sie ohnehin seit unserem ersten Rendezvous.“

„Wirklich?“ Dieses wirklich klang so herausfordernd, so spöttisch, daß es Plant verleitete, va banque zu spielen.

„Meine Gnädige, Sie sind —“

„Nun, wer bin ich?“

„Die Gräfin Bartfeld.“

Ein lautes frohes Lachen antwortete unter dem Schleier hervor, und dieses herzliche Lachen ließ Plant keinen Zweifel, daß er sich bloßgestellt habe; daß er wieder auf Gnade und Ungnade der Unbekannten preisgegeben war. „Aber ich hörte doch, wie zwei Damen der Aristokratie im Vorübergehen Ihre Toilette erkannten!“

„Die Toilette der Gräfin Bartfeld? sehr möglich.“

„Also?“

Die Unbekannte setzte sich auf eine Holzbank und blickte auf Plant. „Sie Armer, Sie sterben vor Neugierde, und keine Spur, nicht die geringste. Aber

ich will Ihnen helfen auf die Gefahr hin, daß Sie sehr enttäuscht sein werden, denn ich bin weder die Gräfin Bartfeld, noch überhaupt eine Dame, sondern die Tochter der Trödlerin Peneke in der Liliengasse."

Plant war einen Augenblick vollkommen starr.

„O! wie Sie entsetzt sind", spottete sie, „alle Ihre Illusionen verflattern, ich bedauere Sie wirklich vom Herzen." Sie lachte wieder.

„Sie scherzen wohl, diese Toilette —"

„Hat meine Mutter in der That von der Gräfin Bartfeld, so gut wie neu, gekauft, meine Mutter kauft sehr viel von den Damen."

Plant war zu Boden geschmettert, Niemand hatte ihn getäuscht, nur sein Idealismus hatte ihn zum Besten gehabt, jener moderne Idealismus, welcher so heißblütig nach Genuß, Luxus und Auszeichnung jagt. Er hätte sich am liebsten auf der Stelle selbst geprügelt.

„Immer noch diese phantastischen Illusionen", sagte er zu sich selbst, „wirst du nie nüchtern werden."

Er wußte in der That nicht, daß jene heilige Flamme, welche wir Idealismus nennen, in seiner Brust längst erstickt war. Die Illusionen, welche ihn irre geführt und lächerlich gemacht hatten, waren sehr praktischer Natur.

Erbost auf sich selbst, wendete er sich mit einem Male zu dem neben ihm sitzenden Mädchen. „Ich bitte Sie, geben Sie mir eine Ohrfeige."

„Zu welchem Zwecke."

„Für meine Eselei."

„Dafür, daß Sie mich für eine Gräfin hielten?"

„Nun ja."

„Warum nicht", lachte das schöne Mädchen, zog den Handschuh von der rechten Hand und gab Plant, ehe er sich noch dessen versah, eine schallende Ohrfeige.

Plant wurde blutroth, seine sonst so eisigen Augen flammten auf, ein glühender Kuß hätte nicht elektrischer auf ihn wirken können, als der energische Schlag dieser kleinen Hand, er ergriff sie und preßte seine heißen Lippen auf sie. „So", sagte er, „jetzt ist es gut, und jetzt schwöre ich Ihnen, daß ich Sie anbete, obwohl —"

„Obwohl ich keine Gräfin bin", lachte das schöne Mädchen.

Marie Peneke war wirklich schön, schön im Sinne der Antike, schön im Sinne des Titian und Veronese und auch schön nach unserem modernen Geschmacke, dem das Bizarre, Pikante, auch wenn es krankhaft ist, viel besser zusagt als die gesunde Harmonie hellenischer Formvollendung.

Marie war eine Venus im Sinne der Griechen, und zwar Venus vom Wirbel bis zur Sohle, eine Gestalt von tadelloser Vollkommenheit, jungfräulich schlank zugleich und weiblich üppig, da war keine noch so kleine Linie, welche eckig, keine Form, welche stark oder plump hervorsprang, und ebenso herrlich wie ihr Leib war ihr kleiner Cameen-Kopf, dessen Profil aus einem einzigen unübertrefflich reinen durchsichtigen Stück Elfenbein oder Alabaster von Künstlerhand geschnitten schien, dessen längliches Oval so zart, dessen niedere von dunkeln Haarwellen umschlossene Stirne so sanft, so heiter, so göttlich erschien, dessen feine Brauen sich so frei über allen irdischen Schmerz emporschwangen, während die Augenlieder ein wenig niedergedrückt waren, so daß das dunkle Auge, klein und blinzelnd, sich hinter den langen schwarzen Wimpern verschleierte, nicht schwermüthig etwa, sondern wie im lustigen Spiele.

Dies Alles war antik.

Modern war der Gebrauch, den die schöne Trödlerstochter von ihrem olympischen Leibe machte, modern der Ausdruck, den sie ihrem Venuskopfe gab, das Seelenlicht, das hinter dem durchsichtigen Alabasterantlitz brannte.

Ihr Gang hatte genau das, was uns so sehr

reizt, kein großes schönes Ausschreiten, sondern ein träges Wiegen von einem Bein auf das andere, wobei die Hüften sich weich schaukeln und die Falten der Robe ununterbrochen rauschen und knistern.

Um ihre leicht aufgeworfenen Lippen, welche gerne die Zähne sehen ließen, aus dem sanften Schatten ihrer Augen, aus der flatternden Bewegung der Nasenflügel athmete so viel Genußsucht, aus ihrem Auge leuchtete abwechselnd kalte Klugheit, überlegene Spottlust oder gefühllose Festigkeit.

Alles in Allem eine echt moderne Schönheit, geschaffen, die Helden unserer Zeit wahnsinnig zu machen.

Ihre Eltern, oder besser gesagt, die guten Leute, welche als ihre Eltern galten, wußten eigentlich ebenso wenig wessen Kind sie war, welcher Familie sie angehörte, als es sonst jemand wußte.

Eines Abends hatte eine alte Frau die kleine Marie zu der Trödlerin Peneke gebracht, welche das Kind nahm, weil es gar so hübsch war und so hübsch lachen konnte. Die alte Frau zahlte das Kostgeld gleich für ein Jahr in vorhinein und ließ sich nie wieder sehen. Jedes Neujahr kam ein Brief mit Geld. Als Marie vierzehn Jahre alt war, blieben auch diese Briefe aus.

Für Frau Peneke, welche, selbst kinderlos, Marie als ihr einziges Kind liebte und aufzog, war dies ein Ereigniß, daß sie von einer drückenden Angst befreite. Bisher hatte sie jedes Mal, wenn die Thür ging, gezittert, daß Jemand kommen und ihr Marie entreißen könnte. Von nun an war sie ohne Sorge und gab sich ganz ihrer Freude, ihrem Stolze hin, denn sie war stolz auf Marie, auf ihre Schönheit, ihre Abkunft.

Für die kluge Frau, welche so viel und so intim mit der vornehmen Welt verkehrte, bestand nämlich kein Zweifel darüber, daß Marie das Kind aristokratischer Eltern war.

Dafür sprach die vornehme Feinheit ihres Organismus und sprachen ihre noblen Passionen.

Als Kind schon ergriff sie jede Gelegenheit, sich mit den schönen Sachen zu schmücken, welche Frau Peneke bei den Damen des Adels für Spottpreise kaufte, oder welche von Schauspielerinen und Demimondedamen bei ihr verpfändet wurden; und hatte die schöne Marie sich in eine Seidenschleppe und einen sammtenen Ueberwurf gehüllt, mit goldenen Armspangen behangen, ein blitzendes Diadem in ihr dunkles Haar befestigt, dann spielte sie die Gräfin und die Kinder, die zu ihr kamen, mußten ihre Be-

dienten, Kutscher, Jäger, Kammerjungfer vorstellen und sie kommandirte mit ihnen und theilte Ohrfeigen aus wie eine echte Dame, oder sie eroberte gar einen Purpurmantel, dann mußten Alle vor ihr knien und wer ihren Zorn erregte, wurde von ihr auf die Festung geschickt, nämlich mit auf den Rücken gebundenen Händen in das Ofenloch gesperrt.

Als sie erst groß wurde, that sie den ganzen Tag nichts als Romane lesen oder sich putzen, und beinahe jeden Abend saß sie im Theater und lauschte mit zusammengepreßten Lippen.

Ihre Phantasie wurde auf diese Weise erhitzt und auf das höchste erregt, aber nicht etwa im romantischen, sondern im modern-praktischen Sinne. Nicht die Heldenthaten einer Johanna d'Arc, nicht die muthige Liebe eines Klärchens oder die Hingebung eines Gretchens reizten sie zur Nachahmung, sie beneidete vielmehr eine Lady Milford um ihre Macht, ihren Luxus, vor Allem aber um ihre Toiletten. Sie wäre entschieden lieber an die Stelle einer Katharina von Rußland oder Elisabeth von England getreten, als an jene der tugendhaften Luise von Preußen.

Wie oft stand sie vor dem Spiegel und versuchte das mit Flittersternen besäete Thronkleid irgend einer Theaterprinzessin und warf den schäbigen Königs-

mantel um die Schultern und überlegte, wie gut sie die Rolle einer Herrscherin spielen, wie schön sie in all dem Pomp aussehen würde.

Dieser Zug ihres Wesens stand ihr auf der reinen edlen Stirne geschrieben, als ihr Verhängniß.

Das moderne Weib hat nur ein Laster, das alle anderen gebiert; nicht die Freuden der Tafel, nicht die Schwelgereien der Liebe sind es, welche dasselbe verlocken, und eine einzige Schauspielerin verführt mit ihrer Kleidertracht heutzutage mehr Frauen, als alle Ehebruchsdramen und schlüpfrigen Romane zusammengenommen.

Das moderne Weib lechzt nach dem Luxus der Toilette, mag auch das warme Herzblut ihres Gatten, ihres Liebhabers daran kleben. Der Toilette opfert es ohne Bedenken alles Andere und nöthigenfalls sich selbst.

Diesem modernen Zuge in dem Herzen des schönen Mädchens kam die Erziehung der guten aber beschränkten Frau Peneke noch sehr zu Hilfe. Frau Peneke hätte sie um Alles in der Welt nicht ernstlich arbeiten, ja nur bei etwas Rohem oder Schmutzigem Hand anlegen lassen, es wäre um die feinen Hände schade gewesen. Genug, wenn Marie ein wenig mit der Nadel tändelte. Frau Peneke, welche selbst vom

Morgen bis zum Abend so rührig war, so praktisch, so umsichtig, sah es am liebsten, wenn ihre Tochter — sie nannte Marie so — mitten unter den kostbaren Roben, Bildern, Lampen, Uhren, Waffen, Vasen und tausend anderen Gegenständen, welche in ihrem Verkaufsgewölbe an den Wänden umher hingen und auf dem Boden herum standen, auf einem Divan lag, der seinerseits auf einem prachtvollen Teppich ruhte, und in irgend einem abgegriffenen Bande aus der Leihbibliothek las. Dann stieß sie ihren Mann wohl gerne sanft in die Rippen und sagte: „Wie gebildet unser Mädchen ist und wie schön sie da liegt, eine wahrhafte Comtesse."

Arbeit erschien der arbeitsamen Frau für Marie als eine Art Schande, und so kam es, daß Marie selbst lesen, phantasieren und sich putzen für die einzigen ihrer würdigen Beschäftigungen hielt. Die Ideen von Glanz- und Reichthum, welche in dem Köpfchen des Trödlerkindes spukten, hatten dasselbe indeß bis jetzt vor allen anderen Versuchungen bewahrt.

Der König, den sie allein für würdig hielt, ihre Schönheit zu genießen — denn Marie wußte, daß sie außerordentlich schön war, und sie ahnte ebenso gut, welche Seligkeiten einen Mann in ihren Armen

erwarteten — dieser König wollte nicht kommen, und so fühlte sie sich vorläufig über die Kavaliere und reichen Juden, welche täglich in das kleine Gewölbe in der Lilienstraße kamen, nur um sie zu sehen, sie zu beschenken und ihr zu huldigen, hoch erhaben.

Da war Keiner, der einen Fürstenmantel um sein Wappen gebreitet hatte, und keiner jener Großen, die den Courszettel machen helfen auf der Börse, der sich der geringsten Gunst, ja nur einer Aufmerksamkeit von ihrer Seite rühmen konnte. Sie schien genug zu thun, wenn sie ihre Geschenke annahm.

So lernte sie Plant kennen und seltsam genug, sie liebte ihn, liebte ihn vom ersten Augenblicke an, so wie sie eben zu lieben im Stande war, ohne Aufopferung, ohne Innigkeit, aber feurig und mit all dem Eigensinne, der sie auszeichnete. Plant war zwar auch kein König, aber sie liebte ihn vielleicht nur eben deshalb, weil er das gerade Gegentheil eines Königs, weil er ein armer Schreiber war. Es war jene Saite ihres Gemüthes, welche schon durch ihre Kinderspiele zitterte.

Soll es nicht der höchste Glanz der Macht, soll es nicht der fabelhafte Luxus einer Pompadour sein, gut, dann will sie lieber gleich ihre Gunst verschenken. Sie will den Mann ihrer Wahl mit allen Seligkeiten überschütten, aber gleichsam von oben

herab, will ihn ihre Macht fühlen lassen in dem Glücke, das sie ihm nach Laune gibt oder auch nimmt.

War ihr Anbeter kein König, so wollte sie selbst die Königin spielen, wie damals mit den Kindern des Nachbars, und der Mann, den sie liebte, sollte nichts geben, nur empfangen, aber empfangen in Demuth und Unterwürfigkeit, empfangen auf seinen Knien.

Dies Alles dachte Marie zwar nicht im entferntesten, aber es war in ihr rege und thätig, ohne daß sie sich dessen bewußt war.

Wir können uns von den Eindrücken unserer Kindheit nie mehr ganz losmachen, sie sind das Fatum das unser Leben beherrscht, wie ein guter oder böser Stern. Marie hatte für immer ein funkelndes Diadem im dunkeln Haare, deshalb trug sie den Kopf so hoch, und sie hätte ihn nie zu Boden gesenkt, auch in Bettlerkleidern nicht.

Stolz, ohne jede Regung von Furcht oder Verschämtheit, stolz und lächelnd führte sie Plant bei ihren Eltern ein, unter den seidenen Roben, Vasen, Uhren, Spießen und alten Divans.

„Das ist mein Liebhaber", sagte sie.

Herr Peneke, ein schwerer Mann mit einen kurzen Halse, der sich schwer bewegte und schwer dachte

erhob sich und bot Plant die Hand und Frau Peneke? Frau Peneke strahlte vor Freude, daß Marie einen Anbeter habe, einen braven feinen Jungen, wie sie sagte.

Die Liebenden führten seitdem ein Leben, das seltsam genug war, das aber nicht seltsam erschien, wenn man es genau betrachtete. Jene Ideale, welche Rothschild und Strousberg mit dem armen kleinen Börsejuden, welcher sich für 1/4 Perzent einen Blutsturz erschreit, gemein haben, waren auch ihre Ideale, und sie thaten ohne Zweifel in ihrer Lage das Beste was sie überhaupt thun konnten, um dieselben halbwegs zu verwirklichen.

Da sie ohne zu arbeiten nicht genießen konnten, entschlossen sie sich zu arbeiten.

Sie sahen sich nur Samstag Abends und Sonntags. Die Woche über schrieb Plant bei seinem Notar und Abends nach der Kanzleizeit that er, was er bisher verachtet und verdammt hatte, er arbeitete heimlich Klageschriften für Bauern und andere kleine Leute, er machte den Winkelschreiber, und bei dieser angestrengten Thätigkeit aß er nur trockenes Brod und trank ein Gläschen Schnaps, und Marie trank nun allerdings weder Schnaps, noch aß sie trockenes Brod, aber sie las keine Romane mehr, sondern ar-

beitete tagsüber für die Damen der Madame Peneke, stickte für sie die Negligées, in denen sie ihre Liebhaber empfingen, und die Sacktücher, mit denen sie ihre hohen Nasen putzten, und Abends ging sie nicht mehr in das Theater, sondern strickte schöne weiße Tücher für ein Gewölbe in der Lilienstraße.

So verdienten Beide die Woche über viel Geld und wenn sie Samstag Abends ihre Baarschaft überzählten, glänzten sie nur vor Freude und entwarfen dann nebeneinander, Hand in Hand, auf dem Divan sitzend, ihren Plan für den Sonntag und gingen mit einer Unruhe zu Bette, wie Kinder, die morgen Geburtstag haben und Geschenke erwarten.

Jeden Sonntag schien Marie eine entzauberte Prinzessin und Plant der Prinz, der das Erlösungswort gefunden, schien die Bude der Madame Peneke ein Harem, das Boudoir einer Bajadere, ein Tempel der Liebesgöttin, und die Welt selbst war von einer anderen Sonne erleuchtet, als die Woche über, und der Himmel blauer, und die Menschen fröhlicher.

Dann kam Plant sobald es nur hell war, in das Magazin, um den von Madame selbst bereiteten Kaffee, welcher weder an goldbrauner Farbe, noch Geschmack oder Duft etwas zu wünschen übrig ließ, in Gemeinschaft mit Herrn und Frau Peneke und der

schönen Marie zu schlürfen und süße Kuchen dazu zu essen. Plant trug dann ein Paar sehr enge taubengraue Pantalons, eine weiße Weste, einen blauen Frack mit blanken Metallknöpfen, einen Ueberrock von schwarzem Velour, einen Kastorhut, Alles neu und Alles nach der letzten Mode, während Marie ihn in einem schwarzen, mit echten Spitzen besetzten Moiréantique-Kleide empfing, einem Prachtstücke, das Madame Peneke von der Prinzessin Amalie gekauft hatte.

Nach dem Plant dann eine Havanna angezündet und Marie eine oder zwei Cigaretten geraucht hatte welche er für sie aus dem feinsten türkischen Tabak drehte, schlüpfte die Trödlerstochter mit seiner ritterlichen Hilfe in eine kostbare schwarze Sammtjacke, welche die Gräfin Geiersheim nur fünf Mal angehabt hatte, setzte einen kleinen weißen Seidenhut auf und die Glücklichen gingen Arm in Arm in die Stadt und machten ihre kleinen Einkäufe für den Abend. Dies war das einzige Geschäft, das sie an diesem Tage hatten.

Der übrige Tag war ganz nur dem Genusse geweiht. Es folgte ein Dejeuner in der Delikatessenhandlung von Ranzoni, eine Promenade durch die belebtesten Straßen, denn Marie ließ sich gerne be-

wundern und Plant gern beneiden, ein Diner im Grand Hotel, eine Fahrt in den Thiergarten im offenen Wagen oder Schlitten, eine Stunde Durchblättern aller möglichen illustrirten Zeitungen im Damenkaffeehaus, eine Vorstellung im Hoftheater, zu der Marie die Toilette wechselte, denn Plant führte sie jedes Mal in eine Loge und jedes Mal gerieth das elegante Publicum in unbeschreibliche Aufregung über den fremden „Baron" — die Logenschließer nannten Plant immer nur den Baron — und das schöne reich toilettirte Weib an seiner Seite.

Nach dem Theater verwandelte sich die Bude der Madame Peneke in das Paradies Mahomet's.

Herr Peneke saß zur Zeit im Bierhause und spielte Tarok und Frau Peneke schmückte Alles aus, sowie ihr Liebling es angeordnet hatte, übergab den aus dem Theater Heimkehrenden die Schlüssel und ging zu einer Schauspielerin, die in der Nähe wohnte und gerne lang aufblieb, um mit ihr zu plaudern oder Mariage zu spielen.

Die Bude war dann, je nach der Laune der Liebenden, durch weiße und rothe Vorhänge in ein Zelt verwandelt oder bis zur Decke mit Blumen geschmückt oder mit Teppichen tapeziert.

Einmal spannten sich zwei Hängematten über die

Breite der Bude aus, ein andermal standen türkische Divans bereit mit herrlich schwellenden Polstern.

Und Marie? Sie wechselte ihre Erscheinung wie der indische Vischnu. Sie erschien in aufgeraffter geblühmter Seide mit gepudertem Haar, Schönpflästerchen und Fächer, eine vollendete Marquise, um das nächste Mal als Sultanin in rothseidenen Pantalons, kurzem gelben Seidenrock und einem goldgestickten Jäckchen von blauem Sammt über dem Brusttuch von Silbergaze, Goldmünzen und Perlen in das schwarze Haar geflochten und um Hals nnd Arme geschlungen, auf einem Tigerfell ausgestreckt, ihren Sklaven zu beglücken.

Es waren selige Stunden hingebenden Schwelgens und Genießens. Sie kosteten zusammen alle Leckerbissen des Nordens und des Südens, sie tranken herrlichen Wein und sie liebten sich, ach! wie sie sich liebten.

Schlag zwölf Uhr Nachts endete der Zauber, sank die Prinzessin zurück in ihren Schlaf und der Prinz schlich leise davon, als armer Schreiber. Und die seidenen Roben und Sammthüllen, Tigerfell und Hängematte hingen wieder an den langen Haken in der Trödelbude und erzählten sich bei Mondenschein, was sie erlauscht hatten, heimliche, süße, wunderbare Geschichten.

8. Kapitel.

Wie Israel tanzt.

So unglücklich Andor's Debut bei Teschenberg war, so gerne hatte man ihn dort, nachdem er sich eingelebt und man sich an seine altväterischen Eigenheiten gewöhnt hatte. Die Kinder beteten ihn an, denn er fand es durchaus nicht seiner unwürdig, sie auf seinen Knien reiten zu lassen, ihnen mit Hilfe einer großen Papierscheere Pferde, Wagen, Damen, Hunde und Bäume auszuschneiden, und jeden Sonntag Nachmittags mit Papiersoldaten und kleinen Erbsenkanonen eine Schlacht zu liefern. Wenn er kam, sprang ihm das junge Volk entgegen, kletterte an ihm empor und küßte ihm die Hände.

Frau Teschenberg lobte besonders seine beschei-dene Artigkeit und seinen feinen Takt. In der That besaß Andor den Takt, mit ihr ganze Abende Mariage zu spielen, ihrem Hündchen den Kopf zu krauen, und sogar den Petroleumkaffee anzuerkennen.

Der Rath, mit dem er zuweilen Schach spielte, nannte ihn einen Mann von Geist und stupendem Wissen, von dem sogar Männer von Rang und reifem Alter noch etwas lernen könnten. Und Hanna?

Hanna war nahe daran, sich in den Doctor zu verlieben, nicht etwa weil sie seinen eigentlichen Werth erkannte, nur weil er ihr gar so wenig Aufmerksamkeit schenkte. Wir wissen, wie sehr dies gerade die stolzesten Frauen reizt und die kühlsten in Hitze bringt. Dabei drohte die Liebe zu Hanna unseren Helden fast zu ersticken, aber gerade die Kraft und Tiefe seines Gefühles machte ihn schweigsam und schüchtern, und gab ihm so jenen Nimbus der Gleichgiltigkeit, welcher Hanna halb unbewußt dahin brachte, ihrer Toilette auch zu Hause, wo die größte Einfachheit als der prononzirte Geschmack der Teschenbergs galt, die lebhafteste Aufmerksamkeit zu schenken.

Die größte Sorgfalt wendete Hanna ihrem reichen Haare zu — wenn sie es öffnete, fiel die Sturzfluth desselben bis zu den Knien herab — und legte es in immer neuen Verschlingungen um Andor's fieberndes Herz. War sie im Zweifel, ob ihr etwas gut ließ, merkte das kluge Ding nur auf die Freundin ihrer Seele Micheline.

Wenn Micheline irgend etwas an Hanna lobte

oder sich gar dafür entzückte, wußte diese genau, daß es sie entstellte, tadelte sie hingegen und berief sie sich eifrig auf ihre Aufrichtigkeit, dann konnte Hanna gewiß sein, daß sie Micheline in Schatten stellte.

Hanna hatte sich wieder eine neue Frisur erdacht oder eigentlich einer griechischen Vase abgelauscht, sie drehte das Haar nach rückwärts in einen großen schlichten Knoten, aus dem sich einzelne Flechten scheinbar zufällig lösten und über den weichen weißen Nacken herabfielen, während kleine offene Locken und einzelne sich gleich Angelhaken ringelnde Härchen die Stirne verschleierten. Es war eine Frisur, bei der Andor das Herz still stand und Micheline die Sprache verlor.

Als die letztere aber wieder zu sich kam, rief sie, förmlich entrüstet: „Hanna, theuere Hanna, wie richtest Du Dich zu, kämme doch Dein Haar glatt zurück, da hast Du so ein liebes rundes Köpfchen.“ —

Hanna sah nämlich in dieser Weise gekämmt geradezu entsetzlich aus.

Andor, der die Sache ernst nahm, ging für Hanna's Frisur in's Feuer. „Mein Gott, haben Sie denn keine Augen, Fräulein Micheline,“ demonstrirte er wie auf dem Katheder, „sieht Hanna etwa um ein Haar anders aus, als die Venus des Milo, und Sie,

wie sehen Sie aus? wie ein Kopf in einem Friseur-laden sehen Sie aus, oder eine Dame in einem Modejournal. Soll das schön sein?"

Micheline schwieg, auf dem Wege nach Hause trat sie aber bei der Hoffriseurin ein und kaufte drei Pfund falscher Haare.

Wenn man sich für hundert Gulden in eine Venus von Milo verwandeln kann, so ist das iuumer-hin sehr billig.

Micheline war darüber sehr glücklich, aber sie wollte auch eine Gelegenheit haben, sich das erste Mal als Venus mit vernichtendem Erfolge zu zeigen, dies konnte weder auf der Straße noch im Theater geschehen, entschieden nur im Salon. Sie beschloß daher, bei sich zu Hause einen Ball zu geben, und trat mit diesem Entschlusse in das Kabinet ihres Vaters.

Herr Rosenzweig, Bankier und Verwaltungsrath mehrerer Aktiengesellschaften, war Einer, der von der Picke auf — bei ihm sollte es wohl heißen, vom Schacherbündel auf — gedient hatte. Dies war das Fatum seines Lebens. Er hätte seine Million gerne darum gegeben, wenn sein Vater das Portepée ge-tragen oder in einer Kanzlei gesessen, wenn er selbst nur das kleine Wörtchen „von" sein genannt hätte.

Lieber hungrig vom Tisch aufstehen als „von Rosenzweig," wie täglich als einfacher Rosenzweig Champagner trinken und täglich irgend einen General begegnen, der ihm als Lieutenant ein Wechselchen unterschrieben, oder einen Studenten, mit dem er um eine alte Hose gehandelt, als Hofrath wieder zu finden. Zu diesem Fatum kam eine schlimme Neigung hinzu.

Obwohl Herr Rosenzweig kein Philosoph war, er hielt unter Anderem Arthur Schopenhauer beharrlich für eine Romanschriftstellerin, beschäftigte er sich doch beinahe unausgesetzt mit Todesgedanken.

Fuhr er auf der Bahn, fielen ihm alle möglichen Eisenbahnunglücke ein, und bei dem geringsten Stoße zog er rapid die Beine auf den Sitz herauf, weil er einmal gehört hatte, daß man in dieser Stellung nicht so leicht zerquetscht werden könne.

Saß er in seiner Equipage, so fürchtete er immer nur umzuwerfen, und ermahnte den Kutscher, ja nicht schnell zu fahren. denn er sei ein guter Bürger und wolle die Polizeivorschriften in keiner Weise verletzen.

Entlud sich ein Gewitter, so ließ er ängstlich alle Fenster schließen, zog einen seidenen Domino an, und ging als Bote der heiligen Vehme vermummt auf und ab, oder streckte sich auf einem mit Seide

überzogenen Divan aus. Jedes Mal, wenn er sich eine Indigestion zugezogen hatte, glaubte er zu sterben, und verlangte sein Testament zu machen, da er dies für das sicherste Mittel hielt, den Tod abzuwenden.

So lag er auch, nach einem Diner bei dem Minister Kronstein, sterbend auf seinem Bett, als Micheline eintrat. Die grünen Fensterrouletten waren niedergelassen. In dem grünen Lichte mahnte sein scharfgeschnittenes Profil mit der kahlen Stirne, der Buckelnase und den geschlossenen Augen an die Büste des Cäsar Caligula. Er lag mit geschlossenen Augen und ächzte. Als er Schritte hörte, murmelte er:

„Was will man von mir, man soll mich ruhig sterben lassen."

„Ich bin es, Papa."

Erneutes klägliches Seufzen.

„Papa, ich möchte was von Dir."

Das Seufzen steigert sich.

„Ich möchte —"

Ein Seufzerausbruch, wie das Dampfauslassen einer Lokomotive.

„Armer Papa, Dir ist gewiß sehr unwohl —"

„Ach! Ach! Ach! Mein Gott! Mein Gott!" Jetzt ist Herr Rosenzweig todt, ganz todt.

„Ich möchte — lieber Papa — ich möchte einen Ball geben."

„Einen Ball?" Der Todte erwacht.

„Einen Ball, zu dem wir die Haute volée laden."

„Haute volée?" Herr Rosenzweig befindet sich bereits auf dem Wege der Besserung.

„Glaubst Du, meine Tochter, die Idee ist gut, aber wer wird kommen wollen zu dem armen Rosenzweig, der nicht von Adel ist und hat getragen den Schacherbündel."

„Laß mich machen, Papa, erstens verspreche ich Dir, daß der Baron Oldershausen kommt, dann Oberst Baron Klebelsberg mit seiner Tochter, Finanzrath Teschenberg mit seiner Familie —"

Rosenzweig befindet sich bereits sehr wohl.

„Dann der Bildhauer Wolfgang, der Protegée des Königs."

„Protegée des Königs," Rosenzweig ist mit einer kühnen Lancade aus dem Bette und auf den Beinen, „ja, uein Kind, wir wollen geben einen Ball, einen schönen feinen Ball. Bist meine Tochter. Man hat doch seine Freude mit seinen Kindern, wenn sie sind gebildet."

Herr Rosenzweig strahlt, und wie der kleine,

etwas beleibte Mann mit dem Vogelgesicht, dem halb geschlossenen Auge, dem schütteren Haare, würdevoll auf und ab geht, erinnert er an Napoleon III. —

In den nächsten Tagen macht Herr Rosenzweig die offiziellen und Micheline macht die intimen Einladungen. Der Doctor spielt den Elephanten mit Grazie, macht seine Aufwartung und stellt dann seinerseits die Herren Baron Oldershausen, Wolfgang und Plant vor, welche bei dieser Gelegenheit die vielversprechende Bekanntschaft der Zigarrenvorräthe des Herrn Rosenzweig machen.

Wolfgang, derselbe Wolfgang, der den König in Stein haut und die Prinzen und Prinzessinen, findet, daß Rosenzweig einen „guten Kopf" für einen Bildhauer hat, und äußert den Wunsch, ihn in römischer Toga zu behandeln. Rosenzweig ist gerührt und küßt seine Tochter.

„Man hat doch seine Freude mit seinen Kindern, wenn sie sind gebildet."

Es folgen stürmische Tage, die jungen Damen sitzen, an olympische Göttinen mahnend, vom Morgen bis zum Abend in Wolken von Seide, Gaze, Tarlatan und Spitzen. Die Herren benützen unbewachte Augenblicke, wo sie durch irgend eine Thürspalte hineinschlüpfen können, um eine Quadrille zu erobern.

Alles ist in fieberhafter Aufregung, insbesondere Herr Rosenzweig, welcher mindestens drei Mal des Tages stirbt und wieder aufersteht. Frau Teschenberg hat den festen Vorsatz, guten Geschmack und feinen Takt, dem prachtliebenden Israel durch die äußerste Einfachheit der Toilette zu imponiren. Endlich bricht der große ersehnte Abend an, der so vielen Friseuren Kopfschmerzen macht, so viel Schneiderinen schlaflose Nächte bereitet und so viel Müttern diplomatische Künste lehrt, während die Jugend nur eine Sorge hat, die — sich zu unterhalten.

Seit Eva sich mit dem Feigenblatte bekleidet, hatte die Toilette noch nie einem Menschenkinde so viel Kummer gemacht, als unserem guten Andor. Obwohl Mutter, Tante und Onkel nach besten Wissen und Gewissen halfen, betrachtete er sich zuletzt doch mit ziemlichem Mißvergnügen im Spiegel.

Er war längst darüber mit sich im Reinen, daß er nicht schön sei, heute kam er sich aber noch überdies albern vor.

Er legte seine Stirne in ernsten Falten und sagte dann zu dem Spiegelbilde: Pedant. Er versuchte süßlich zu lächeln und rief sich zu: Geck. Indeß war sein Unglück damit noch lange nicht voll.

Er tröstete sich mit dem Friseur. Der Friseur,

der war der Gott, der schöne Männer zeugte, der aus einem Struwelkopf einen Kavalier herauszubürsten verstand.

Andor trat in ein glänzend erleuchtetes Frisirkabinet in der Nähe des Palais Rosenzweig. Zwei duftige Jünglinge, deren Eleganz ihn tief in Schatten stellte, sprangen herbei, der eine setzte ihn vor einen großen Spiegel und band ihm den weißen Spitzenmantel um, das war das gute Prinzip, der zweite reichte ihm eine Zeitung, das war das böse Prinzip.

Andor bemerkte, daß alle elegante Herren sich nachläßig in den Stuhl zurückneigten und lasen, daher neigte er sich auch zurück und las gleichfalls.

„Das Haar ist etwas lang", bemerkte jener der Friseure, welcher das böse Prinzip war.

„Welche Frisur befehlen Sie", fragte der Andere, welcher, den Kamm leicht in das gescheitelte Haar gesteckt, mit schläfrig zwinkernden Augen hinter ihm stand; „Künstler, gebrannt und durch die Mitte abgetheilt, Lion, Fiesko."

„Fiesko", dachte Andor, „das muß etwas Herrliches sein. Er dachte zu lebhaft an das Studentenideal vom Grafen von Lavagna. „Fiesko", sagte er nachläßig und vertiefte sich zugleich in die Zeitung.

Wer beschreibt sein Entsetzen, als er nun endlich

in dem Spiegel blickte und sich geschoren sah, vollkommen geschoren, wie einen Galeerensklaven oder Tobsüchtigen.

Er hätte am liebsten weinen mögen.

Sprachlos bezahlte er, setzte seinen Hut auf, der ihm jetzt bis über die Ohren herabfiel und trat hinaus, um Luft zu schöpfen.

Er überlegte ernstlich, ob er überhaupt auf den Ball gehen solle, aber er war ja mit Hanna auf die vierte Quadrille engagirt, ihm blieb also keine Wahl.

Entschlossen eilte er die mit Blumen geschmückte und mit Teppichen belegte Treppe empor, machte im Vorsaal allerhand Umstände mit einem Bedienten, der ihm den Oberrock abnehmen wollte, strich sich noch einmal durch das Haar, ach! er hatte nichts mehr zu streichen! und schritt durch vier Säle, rechts und links grüßend, in den Tanzsaal, wo er sofort von den walzenden Paaren an die Wand gedrückt und dann von einer kleinen, hübschen runden Frau, welche ein Jüngling unmittelbar vor ihm stehen ließ, mit den schwellenden Hüften unbarmherzig gefoltert wurde.

Das fängt gut an, dachte Andor, denn am Ende ist man doch Mensch, wenn man auch ein pessimistischer Philosoph und ein Idealist ist, der seinen Stammbaum direkt von Budha ableitet. Andor stand also wie

der Jüngling im feurigen Ofen. Er versuchte langsam sich links herauszuwinden, aber die Schöne vor ihm machte eine Bewegung, welche ihn von neuem zu ihrem Gefangenen machte, jetzt bog er also rechts vor, kam aber um eine Nasenlänge zu spät an, denn eben wurde wieder eine zweite junge und sehr magere Dame vor ihm abgesetzt, welche ihm ihren Ellenbogen wie eine Lanze entgegenhielt.

Andor ergab sich also und begann sich in seiner Weise zu unterhalten, bald ließ er seine Augen über den Wirrwarr von schwarzen Fräcken, weißen, blauen und grünen Uniformen, über die schimmernden seidenen Wogen und die schwebenden Spitzenwolken dahingleiten, oder er schloß sie ganz und lauschte der Musik, lauschte dem unheimlichen Gemenge der verschiedenartigsten Töne, als Sprechen, Lachen, Rauschen, Klappern, Klirren, Räuspern, Auftreten und Aufschreien so vieler Menschen, das die Pause zwischen den Tänzen ausfüllte.

Plötzlich nahm Jemand seinen Arm, es war Herr Rosenzweig, der gerne mit nobeln Leuten, aber auch nicht ungern mit gelehrten Leuten verkehrte. „Sieh' da, der Herr Doktor stehen hier und machen Studien."

Andor lächelte verbindlich.

„Darf man wissen", fuhr der Bankier fort,

„zu welchen Ergebnissen Ihre Forschungen geführt haben?"

„Wenn Sie erlauben, Herr von Rosenzweig"— Rosenzweig wird roth vor Freude, erfaßt noch intimer Andor's Arm und tätschelt seine Hand mit der seinen. „Bitte, Bitte."

„Ich erstaune über unsere Heuchelei, Herr von Rosenzweig, mit welcher wichtigen Miene wir verlangen, daß die herrlichen griechischen Statuen in unseren Museen durch Feigenblätter entstellt werden, und überlege, welcher Feigenwald dazu gehören würde, um alle jene Blätter zu liefern, welche in einem Ballsaale nöthig wären."

„Sehr richtig, Herr Doktor, „Ibi jacet lepus": stimmte Rosenzweig bei, nur um übersetzen zu können „Hier liegt der Hase im Pfeffer.., und durch sein Latein Andor in Erstaunem zu setzen.

„Ein Mädchen, das tanzt", fuhr der Doktor fort, „kann jede Statue betrachten und jedes Buch lesen."

„So ist es, Sie sind ein geistreicher Mann, Doktor."

Während Oldershausen mit Micheline dahinraste, welche aufgelöst, mit verschwommenen Augen in seinen Armen lag, und von Tour zur Tour Fortschritte machte, schien es Andor unmöglich, zu Hanna zu gelangen, immer neue Hindernisse thürmten sich

diesem bescheidenen Vorhaben entgegen. Es waren dies angenehme Hindernisse wie die entblößten Büsten junger Frauen, an denen die Moral nichts auszusetzen hat, mögen sie was immer für Wirkungen machen, mögen sie auch so und so viel junge Männer zur Verzweiflung bringen und jenen Damen in das offene Netz treiben, welche zwar noch mehr dekolletirt, dafür aber weniger grausam sind.

Es waren aber auch fatale Hindernisse, wie große Nasen, Ordenssterne, Hofrathsglatzen, oder die Gerippe von Generalinen, welche vor dreißig Jahren die Männer todtzutanzen pflegten, und jetzt höhnisch über alle Welt hinweggrinsten.

Als jedoch die ersten Takte der vierten Quadrille durch den Saal erklangen, erblickte Andor Hanna, welche ihn zu suchen schien. Sie war in einfaches Weiß gekleidet und der ganze Aufputz ihres reichen Haares bestand in einer weißen Kamelie. Dies Mal hatte der Geschmack der Familie Teschenberg Recht behalten. Hanna überstrahlte Alle. Sie schien eine Elfe unter Fürstinen der Erde, aus Blumenduft gebildet und in Mondlicht gekleidet.

„Ah, da sind Sie endlich," rief sie, als sie Andor erblickte, „ich habe Sie nicht tanzen gesehen, wo waren Sie?"

„Ich habe nicht getanzt, ich habe Sie gesucht, aber es war nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen."

„Aber mein Gott, wie sehen Sie aus," rief plötzlich Hanna, schlug die Hände zusammen und lachte auf.

Nun war es mit Andor's Fassung vorbei. Er sah noch dunkel, daß Micheline und Oldershausen seine vis-à-vis waren, dann verschwand Alles vor seinen Augen. Er trat Baronesse Julie die Schleppe ab, bat in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, schwor nie wieder etwas Aehnliches zu thun, und setzte zur Bekräftigung seinen Absatz auf die Fußspitze des Ministers von Kronstein, welcher hinter ihm stand. Neue Entschuldigungen, die ganze Quadrille geht aus den Fugen, Alles tadelt und spöttelt, und so entdeckt man endlich Andor's diabolische Frisur. Nun ist er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Hanna fühlt, daß man über ihren Tänzer lacht, welches Weib würde das nicht fühlen, sie gibt Andor nur noch mit Widerwillen die Hand. Als die Quadrille zu Ende ist, läßt sie ihn einfach stehen.

Andor ist vernichtet, aber er will sich den Anschein geben, unbefangen und vergnügt zu sein, zum Unglück kommt aber Micheline daher.

„Doktor," ruft sie, „sehen Sie mich doch an, bin ich jetzt nach Ihrem Geschmack?"

Andor betrachtet erstaunt die drei Pfund, welche ihr die Hoffriseurin auf den Kopf geladen.

„Ach! So viel Haar," sagt er, „so reiches prächtiges Haar und noch dazu über Nacht."

Micheline bleibt erstarrt stehen, einige ältere Damen in der Nähe lachen.

„Qui est ce scélérat?" sagt ein Diplomat mit weißer Halsbinde und sieht ihn durch die Lorgnette an.

Andor wankt hinaus.

9. Kapitel.

Der erste Schritt zur Million.

Den Nachmittag nach dem Balle bei Rosenzweig saßen Andor und Plant in dem kleinen Kaffeehause gegenüber von Teschenbergs und brüteten.

Andor fühlte etwas wie Menschenhaß, einen grimmigen Haß gegen die Menschen im Allgemeinen und gegen die Friseure insbesondere.

Plant beschäftigte sich mit der Wandelbarkeit seiner Gefühle, er hat sich durch einige Zeit im Ernste eingebildet, in Micheline verliebt zu sein, und war nicht wenig erstaunt, sich mit einem Male so gleichgiltig zu finden, gleichgiltig sogar als im bacchantischen Wiegen des Walzers ihr heißer Athem seine Wange streifte. „Und doch ist sie ein schönes Weib," sagte er plötzlich laut denkend.

„Wer?"

„Micheline.“

Andor zuckte die Achseln.

„Welche verzehrenden Augen, welche Leidenschaft in ihrer feinen Adlernase.“

„Mein lieber Plant,“ erwiderte Andor, „was uns als eine edle Adlernase erscheint, ist oft nur ein gewöhnlicher Hennenschnabel.“ Der Friseur hatte ihm offenbar mit seinem Haare auch den Optimismus und die Gutmüthigkeit erbarmungslos Fiesko geschnitten, denn er war erschrecklich boshaft seit gestern.

Wieder entstand eine Pause und Andor blickte hinüber nach den Fenstern der Teschenberg. Die Rouleaux waren niedergelassen und von Zeit zu Zeit schwebte ein Schatten vorüber. Mag es Hanna sein? fragte sich der arme verliebte Thor. Und er studirte die Umrisse wie die Bewegung des Schattens und zog allerlei Schlüsse daraus. Junge Leute sind so, die Schatten der Dinge ziehen sie mehr an als die Dinge selbst.

Der Schatten eines Weibes hat übrigens ohne Frage etwas Reizendes, etwas Mysteriöses an sich und ist am Ende doch nicht räthselhafter als das Weib selbst.

Die beiden Freunde wurden aus ihrem unbehaglichen Tête-à-tête endlich durch Wolfgang auf-

gestört, welcher, wie ein Aristokrat gekleidet, sie aristokratisch leicht grüßte und sich zu ihnen setzte mit einer Miene, welche sagen wollte: Seht, wie ich meine Freunde nicht vergesse, wie ich mich herablasse.

Seitdem Wolfgang sein Atelier im königlichen Schlosse aufgeschlagen, die Büste des alten Königs ausgestellt hatte und an jener der schönen Prinzessin Paula arbeitete, fühlte er sich; er ging, hielt sich und sprach auch ganz anders wie früher.

„Kinder," begann er, „ich werde in Kurzem nach Italien reisen, der König will es so haben."

„Nach Italien," wiederholte Andor. Wäre er nur im mindesten des Neides fähig gewesen, er hätte dem Freunde gerade Italien am wenigsten gegönnt.

„Vortrefflich," meinte Plant, der die Reise von der praktischen Seite nahm, „dort kannst Du etwas Rechtes lernen, in Venedig, Florenz, Rom wie Neapel, alle Schätze des Alterthums werden sich Dir aufthun, die herrlichen Gebilde Benvenuto Cellini's, Michel Angelo's, Bologna's Canova's werden Dir lebendig werden."

Wolfgang zuckte die Achseln. „Mich zieht der Karneval von Rom mehr an, als alle diese Marmorscharteken," sagte er.

„Was soll das heißen?"

„Mein Gott, ich weiß ja, was ich zu erwarten

habe," fuhr Wolfgang fort, „einige griechische Meisterwerke, die nach unserem Geschmack viel zu naiv sind, Cellini's Nachahmungen der Antike, Michel Angelo's krankhaft strotzende] Kraft, welche uns skrophulös erscheint, und endlich Canova's sentimentale Nacktheit, im Genre seiner Venus Italica, welche, von einem modernen Faun überrascht, sich wie ein zaghaftes Mädchen in ein großes häßliches Leintuch wickelt."

„Aber Wolfgang, das sind doch alles Autoritäten."

„Ich erkenne keine Autorität an."

„Du bist vollkommen im Rechte," bricht Andor los, „wir Modernen haben nicht umsonst die Ironie, jene Ironie, welche Heine und Börne in unser gesammtes Geistesleben eingeführt haben, und welche uns von allen Traditionen, allem Respekt vor den Alten, aller Vergangenheit befreit hat. Für uns gibt es keine Autorität mehr.

Früher bewunderte ein Anfänger die großen Meister, wenn er selbst noch so genial war, lebte sich liebevoll in ihre Art hinein, ahmte sie wohl sogar einige Zeit nach, bildete sich an ihnen einen selbstständigen Styl, und wurde auf diese Weise endlich ein Meister.

Wir brauchen dies Alles nicht. Wozu würden wir es brauchen.

Virgil hat sich an Homer gebildet, Dante an Virgil, Racine und Corneille sind bei Sophokles und Euripides in die Schule gegangen, Goethe und Schiller bei Shakspeare. Aber wir?

Jeder von uns, der Farben reibt, fühlt sich über Raphael erhaben, und Jeder, der in einer Redaction die Scheere schwingt, über Voltaire und Lessing Allerdings ist es unsere Eigenthümlichkeit, stets titanische Meisterwerke zu versprechen, aber dabei nie etwas fertig zu bringen, nie etwas Ganzes zu leisten. Doch thut dies etwas zur Sache?

Wenn allenfalls ein böser Literarhistoriker, wie Julian Schmidt unserem Gutzkow zuruft:

Iliaden, Odysseen
Kündigst Du uns prahlend an,
Und wir sollen in Dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große That in Worten,
Die Du einst zu thun gedenkst!
O! ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Wahre Prinzen aus Genie-Land
Zahlen baar, was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland,
Haben nie Kredit begehrt."

ist unser Gutzkow deshalb etwa weniger überzeugt davon, daß er Shakspeare, Molière, Cervantes und Goethe in Schatten stellen könnte, wenn er nur wollte?

Andor war seit gestern erschrecklich boshaft.

„In Dir spukt noch der alte Köhlerglaube," sagte Wolfgang, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte.

„Wenn Du den Respekt vor der Autorität so nennst, Ja! aber dieser Köhlerglaube ist es, und nur er allein, die Achtung vor höheren Gewalten und der Gehorsam gegen dieselben, welche Rußland über halb Europa und halb Asien ausgebreitet haben, denen es Preußen verdankt, daß es die kühnsten Träume des deutschen Volkes verwirklicht hat."

„Sprechen wir von etwas Praktischem," versetzte Wolfgang, der am liebsten Andor auf ein Pulverfaß gesetzt und in die Luft gesprengt oder zu zehn Jahren schwerem Kerker verurtheilt hätte.

„Ich habe eine Stellung für Plant."

„Ach! das wäre."

„Graf Bärnburg sucht einen Sekretär, welcher zugleich die Verwaltung seiner Güter zu beaufsichtigen hat, eine Stellung, in der man reich werden kann. Ich habe Plant empfohlen. Die Sache ist

also so gut wie gewiß, merke Dir nur, daß der Graf praktische Menschen liebt, die kurz angebunden sind."

Plant bedankte sich lebhaft, seine Augenlider zitterten vor Erregung, er stand auf und ging auf und ab, er, der praktische Mensch, wußte, was die Stellung bei Bärnburg zu bedeuten hatte, es war der erste Schritt zur Million, und er, er wollte reich werden um jeden Preis. Was in der Bude der Frau Peneke nur ein frivoles Spiel war, das sollte Wahrheit werden, er sollte seine Ideale von Einfluß und Luxus verwirklicht sehen, die verlockenden Ideale unserer Zeit.

„Graf Bärnburg will zu Dir kommen," fuhr Wolfgang fort, „um Dich innerhalb Deiner vier Mauern kennen zu lernen. Dies ist eines seiner vielen lächerlichen Prinzipe. Ich habe ihm gesagt, daß Du von sechs Uhr Abends ab zu Hause bist und da er in jeder Beziehung ungeduldig ist, so zweifle ich nicht daran, daß er heute noch zu Dir kommen wird. Es ist bald Sechse, also —"

„Ich eile —" Plant lief in der That mehr als er ging, so daß sein Hund, den der Schnee ärgerte, winselte und mehr als ein Mal Miene machte, auf dem nassen Pflaster sitzen zu bleiben, schließlich kamen aber beide doch glücklich in dem kleinen Zimmer an,

das Plant bewohnte, und er fand noch Zeit, die gräßliche Unordnung, welche in demselben herrschte, in pedantische Nettigkeit zu verwandeln.

Als er fertig war, schlug er auf seinem Tische ein Buch auf und gab sich den Anschein, in demselben zu lesen.

Genau um sechs Uhr klopfte es und Graf Bärnburg trat ein, nannte seinen Namen, musterte Plant, musterte sein Zimmer und kam endlich bei dem Buche an. „Was lesen Sie da?“

„Roscher's Nationalökonomie.“

„Gefällt mir von Ihnen, ich liebe die Schöngeister nicht.“

Graf Bärnburg setzte sich hierauf auf das kleine Sopha, zog das eine Bein herauf und begann Plant, der ergeben, aber nicht ohne Eleganz vor ihm stand, auszufragen. Plant besaß in hohem Grade das glückliche Talent, auf den Ton der Menschen, denen er gefallen wollte, einzugehen. Er affektirte dann irgend einen fremden Charakter, und zwar genau jenen, der ihm nützlich war, so naturwahr, daß seine Freunde ihn kaum wieder erkannten und sein Hund in unbeschreibliches Erstaunen versetzt wurde.

Dem Grafen Bärnburg gegenüber spielte er den tief gebildeten aber nüchternen Praktiker und sprach

um eine Oktave tiefer, in einer glücklichen Mischung soldatischer Knappheit und trockener wissenschaftlicher Sicherheit. Sein Hund saß vor ihm und blinzelte befremdet zu ihm hinauf. Der Graf stellte allerhand verfängliche Kreuzfragen.

„In einem Hause, wie das meine, gibt es nicht selten Tage, wo ein Gelegenheitsgedicht willkommen ist," sagte er unter Anderem; „wären Sie im Stande, etwas dergleichen zu machen?"

„Ich habe nie Verse gemacht", erwidert Plant mit einer Stimme, welche aus dem Grabe eines Grenadiers der alten Garde zu kommen scheint. Sein Hund staunt und winselt.

„Nun, Sie können es ja lernen."

„Vergebung, Herr Graf, zu solchen Dingen habe ich kein Geschick." Wieder die tiefe Stimme, welche so resolut und praktisch klingt. Neuerdings maßloses Erstaunen des Hundes, welcher den Kopf zurücklegt und erbärmlich zu heulen beginnt, genau so, als ob er seinen Herrn verloren hätte.

Endlich erklärt sich der Graf befriedigt. „Sie müssen nun der Gräfin ihre Aufwartung machen", sagte er, „ich entscheide mich in keiner wichtigen Sache, ohne vorher ihre Meinung zu hören. Kommen Sie morgen um Zwölfe."

Plant begibt sich hierauf zu allererst zu Madame Peneke und sucht sich über die Gräfin zu unterrichten. Madame Peneke ist in solchen Affairen unbezahlbar. Geheimnisse, für die man gerne tausend Gulden und oft noch mehr bezahlen würde, sind bei ihr gratis zu haben, ja es macht ihr Vergnügen, wenn man ihr nur zuhört. Die Auskünfte, welche sie Plant ertheilt, erfüllen ihn mit stolzen Hoffnungen.

„Wenn Du die Stelle bekommst, können wir ja heiraten", ruft Marie erfreut.

„Gewiß können wir heiraten", entgegnet Plant, und doch ist er, wie er die Bude verläßt, bereits fest entschlossen, Marie aufzugeben, seinen Freund Wolfgang auszustechen und sich zu dem erklärten Günstling der Gräfin zu machen.

Sein Weg führt nun zu Andor, er braucht einen schwarzen Anzug und Andor soll ihm denselben leihen.

Andor sagt nicht ja, er sagt aber auch nicht nein. Er weiß sehr gut, daß Plant ihm den ersten schwarzen Anzug, den er ihm geliehen hat, noch immer nicht zurückgegeben hat, und fürchtet für den zweiten, aber dieses erbärmliche Zartgefühl, das er besitzt, macht es ihm unmöglich, zu sagen: Freund, Du hast ja ohnehin noch einen schwarzen Anzug von mir, wie kannst Du so unverschämt sein und einen zweiten verlangen?

„Ich begreife Dein Mißtrauen“, sagt Plant, welcher der Gefahr fest in das Auge blickt, „Du hast mich als leichtfertigen Menschen kennen gelernt —“

„Nicht das —“

„Doch! doch! ich bin ein Vagabund, ich habe garstig gehandelt, ich stehe, was Moral betrifft, noch unter dem Zigeuner“, fährt Plant fort, „Du hast ganz Recht, so zu denken, aber ich war auch in elenden Umständen. Nun bietet sich mir eine Aussicht, Du kannst mich retten, Freund. Du kannst aus mir einen ordentlichen Menschen machen oder ich sinke noch tiefer, denn wo soll ich bis morgen Mittag einen Frack auftreiben?“ Plant klagte sich selbst heftig an. Dies ist das sicherste Mittel, Andere zu entwaffnen. Andor ist gerührt.

„Mach mich nicht böse“, ruft Plant in seinen gewöhnlichen spaßhaften Ton übergehend, „sonst bin ich im Stande und leihe mir bei Dir nie mehr ein Geld aus.“

Fünf Minuten später verläßt Plant, das kleine altväterische Haus, er trägt ein großes Packet unter dem Arm, in welchem sich Andor's neuer schwarzer Anzug befindet, und was das Merkwürdigste ist, er lacht Andor nicht aus, nein, er schüttelt, gleichsam über sein Glück erstaunt, den Kopf und murmelt. Er ist doch ein guter Mensch, ein seltener Mensch!

Kann man noch mehr verlangen?

Und am folgenden Tage punkt Zwölfe tritt Plant in das gräfliche Vorzimmer und nimmt vor dem Kammerdiener den Hut ab. Einige Minuten später steht Plant vor der Gräfin Bärnburg.

Wie ganz anders präsentirt er sich als Andor bei Teschenberg. Marie hat ihm Handschuhe gekauft und eine Halsbinde, sie hat ihm ein gesticktes Hemd gegeben, das ein Liebhaber des Vorstadttheaters mit vielem Anderen bei Madame Peneke verpfändet hat, und eine Nadel, auf welche der Kammerdiener des Erzbischofs fünfzig Gulden erhalten hat, sie hat ihn vom Kopf bis zum Fuße angezogen, allerdings, aber alles Andere ist sein Verdienst.

Er tritt ein, bescheiden, aber wie ein junger Graf, er verneigt sich wie ein Husaren-Lieutenant und spricht wie ein Buch, aber diesmal nicht wie Roscher's Nationalökonomie, sondern wie Dumas Fils oder Sardou.

Die Gräfin ist enchantirt. „Sie können morgen bei uns einziehen," sagt sie und zieht sich auf ihrem Sopha zusammen wie eine Spinne. Sie scheint der Meinung ihres Gatten nicht zu bedürfen.

Beim Abschied reicht sie Plant die kleine unruhige Hand, welche ganz kalt ist. Plant beugt sich über dieselbe und küßt sie.

Die Gräfin durchschauert es, sie ist so nervös.

Als Plant fortgeht, verlangt er mit aufgesetztem Hut von dem Kammerdiener Feuer. Der Kammerdiener wünscht ihm Glück. Der erste Schritt zur Million ist gemacht.

10. Kapitel.

Point d'honneur.

Diesmal zeigte sich Plant sehr anständig. Unmittelbar nachdem er seine Anstellung in dem gräflichen Hause erhalten, brachte er unter dem Schutze der Dunkelheit Andor den geliehenen schwarzen Anzug zurück. Er that es mit schwerem Herzen, das ist richtig, und mit aller Ueberwindung, welche es uns kostet, um gegen die Neigungen und Gewohnheiten vieler Jahre anzukämpfen, aber er that es doch.

Andor schien überrascht, er dankte Plant gerade so, als ob Plant ihm den ganzen Anzug in einem Anfalle von Großmuth geschenkt hätte, und wenn man Plant kennt, so wie wir ihn kennen, so kam die Sache ziemlich auf dasselbe heraus.

Andor zeigte sich in seiner überströmenden Dankbarkeit dafür, daß Plant die ihm anvertrauten Kleider nicht wieder verpfändet hatte, so exzentrisch, daß er

ihm dieselben um ein Haar von neuem angeboten hätte.

„Also Du bist Sekretär bei Bärnburg, sehr schön," sagte er, „aber in solchen Häusern sieht man mehr auf das Aeußere eines Menschen, als auf seine Fähigkeiten. Bist Du wohl mit den nöthigen Kleidern versehen?"

„Genügend," erwiderte Plant, „ich habe erstens meinen gewöhnlichen Anzug, dann einen feinen Salonanzug" — er meinte jenen, in dem er mit Marie den Sonntag zu verschwelgen pflegte — „und drittens einen schwarzen Anzug im Leihhause, den ich jetzt auslösen werde."

Andor sieht Plant an. Sowohl Andor als Plant wissen nur zu gut, daß dieser schwarze Anzug, von dem die Rede, das Eigenthum Andor's ist, aber Plant ist eine viel zu positive Natur, um in diesem Augenblicke nur mit einer Wimper zu zucken, es bleibt also Andor nichts übrig, als sich für ihn zu schämen, und dies gelingt ihm auch, er beginnt zu stammeln, senkt den Blick zur Erde, erröthet, kurz, Plant muß ihm endlich zu Hilfe kommen und das Gespräch auf einen minder verfänglichen Gegenstand lenken. — —

Plant ist ein Mann, wie ihn unsere Zeit ver-

langt, er gewinnt vom ersten Tage an Terrain im gräflichen Hause.

Dem Grafen besorgt er alle Geschäfte von der Verwaltung der Güter bis zum Einkauf der Cigarren herab; der Gräfin steht er in jeder Weise zu Diensten, er hat die Gabe, ihre Wünsche zu errathen, ehe sie ausgesprochen werden, ein sehr bequemer Mensch.

Es gibt Dinge, die man so schwer ausspricht. Wenn die Gräfin es wünscht, liest er ihr vor, leichte Romane natürlich, denn was würde eine Dame von Welt und gutem Geschmack sonst lesen. Sie sind dann stets allein und es geschieht manchmal, daß die Gräfin, die auf einer Chaise longue ausgestreckt ist, ihn unterbricht, ihre feine, durchsichtige Hand als Lesezeichen in das Buch legt und ihn mit ihren ruhigen Augen anlächelt.

„Wie pikant! nicht?", lispelt sie, „möchten Sie nicht auch einmal so etwas erleben?" —

Der arme verliebte junge Gott in der Husarenjacke, Baron Keith, leidet alle jene grausamen Martern, mit denen die Eifersucht uns zerfleischt. Er sieht in Wolfgang seinen glücklichen Nebenbuhler, während die Gräfin bereits angefangen hat, für den Bildhauer nicht zu Hause zu sein, wie sie für den Baron nur ausnahmsweise zu Hause ist, nämlich

dann, wenn sie übler Laune ist und keine Fliege da ist, der sie die Flügel ausreißen kann. Das Schlimmste dabei ist, daß Baron Keith viel Geld braucht, und daß die Gräfin in ihrer Noblesse gewohnt ist, in solchen Fällen zwischen Mein und Dein keinen Unterschied zu machen. Jetzt verliert er nicht allein die Frau, die er anbetet, er sieht auch seine Charge in Gefahr, denn er hat Schulden gemacht und seine Gläubiger beginnen ihn mit Briefen und Besuchen zu belästigen.

Der arme Junge lebt in der Einbildung, daß er mit einem Gewaltstreich Alles zurückerobern kann.

Er schreibt der Gräfin einen Brief, in welchem er sie der Treulosigkeit anklagt und erklärt, ihr Haus nicht mehr betreten zu wollen.

Die Gräfin legt den Brief zu den andern.

Nachdem er zwei Wochen vergebens auf Antwort gewartet hatte, ging er eines Tages gleich einer Schildwache vor ihrem Palais auf und ab, er wollte sie sprechen, er mußte sie sprechen, er wußte, daß sie ihm nicht widerstehen könne, und als sie wirklich aus dem Thore trat, machte er eine Bewegung, wie um sich zu ihren Füßen niederzuwerfen, doch sie sah ihn kalt und ermüdet an und ging vorüber, nicht etwa rasch, nein, mit einer behaglichen Langsamkeit, welche jede weitere Hoffnung ausschloß.

Keith faßte sich und überlegte, wie er sich, ohne Aufsehen zu erregen, in die Verhältnisse schicken könne.

Durch die Straßen schlendernd, erblickte er an einem kleinen Hause der Lilienstraße einen Zettel: „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen.“ Schnell entschlossen trat er ein. Es war Madame Peneke welche das Zimmer zu vermiethen hatte. Ihr gefiel der schöne Offizier, so wurden sie denn bald einig.

Keith gab seine drei eleganten Appartements in der Königsstraße, welche mehr für eine Diva des Theaters als einen Husaren eingerichtet schienen, auf, und zog in den ersten Stock zu Frau Peneke, wo er ein geräumiges und äußerst nettes, nach seinen Begriffen aber recht ärmliches Zimmer bekam. Er verabschiedete seinen Bedienten, blieb bei Ranzoni, blieb im Hotel, blieb im Jockeyklub, blieb im Theater aus, aß was ihm Madame Peneke kochte, und trank statt Rüdesheimer frisches Brunnenwasser. Dies Alles war gewiß sehr löblich, aber es war nicht genug.

Baron Keith hätte arbeiten, hätte verdienen müssen, um seine Ehre rein zu erhalten, aber dieser Gedanke lag ihm ferne. Er war Kavalier und zum Ueberflusse noch Offizier. Seine ganze Moral und Philosophie lief auf das Point d'honneur hinaus.

Point d'honneur erlaubt nun allerdings, Schulden

zu machen und sie nicht zu bezahlen, ja die Gläubiger, wenn sie die Geduld verlieren, niederzustechen, es erlaubt, anständige Frauen — es gibt nämlich noch anständige Frauen — zu belästigen, zu beleidigen und den Mann, der seine Frau beschützt, im Duell zu erschießen, dies und noch vieles Andere erlaubt das Point d'honneur, aber in dem Ergreifen eines redlichen Erwerbes sieht das Point d'honneur eine Schande, die dem ganzen Körper zugefügt wird. So ein Unwürdiger muß ausgestoßen werden.

Baron Keith war von diesen Mameluken-Grundsätzen so vollständig erfüllt, wie irgend ein Hochgeborner und Kurzsichtiger, der das Unglück hat, einem Stande anzugehören, welcher weder arbeitet noch produzirt.

Er trat bei der Trödlerfamilie beiläufig mit dem Bewußtsein auf, mit dem ein Sultan seine Sklaven ansieht, er handelte in dem Gefühle, Herrn Peneke eine Ehre zu erweisen, wenn er bei ihm Geld lieh und Marie zu verführen suchte. Das schöne Mädchen mit dem Venusleibe und dem Venuskopf erschien ihm vom ersten Augenblicke an bestimmt, seine Favorite zu werden. Marie verhielt sich dagegen stolz und kühl. Wenn er bei den Eltern eintrat, verließ sie die Bude. Dann zupfte der junge Gott wohl

an den Härchen, welche seiner Oberlippe beiläufig so viel Schatten geben, wie jener einer Amazone, und klirrte ärgerlich mit den Sporren.

Einmal begegnete er Marie auf der Treppe. Sie suchte mit einem leichten Nicken vorüberzufliegen, aber er faßte ihre Hand und hielt sie zurück.

„Sie haben wohl keine Sympathie für mich, mein Kind," begann er.

„Ich denke, Sie sind um Vieles kindlicher als ich, Herr Lieutenant," entgegnete sie.

„Also mein Fräulein."

Marie blickte trotzig weg.

„Habe ich Sie beleidigt."

„Ich bin nicht das Mädchen, mir Ihr leichtes Benehmen gefallen zu lassen," fuhr Marie fort, „um so mehr, als Sie zwei entschiedene Fehler in meinen Augen besitzen."

„Und diese wären?"

„Baron und Offizier zu sein."

„Ich werde mich bemühen, diese Fehler in Ihren Augen zu verwischen."

„Sie haben den besten Anfang dazu gemacht."

„Schließen wir Frieden, schöne Marie, lassen Sie uns Freunde sein."

„Es wäre passender, wenn wir Freundinen

würden, Herr Baron, denn Sie sehen wahrlich viel mehr einem verkleideten Mädchen, als einem Husaren gleich."

„Finden Sie?"

„Ich bin überzeugt, daß Sie in Frauenkleidern ein sehr hübsches Weib abgeben und die Männer wahnsinnig machen würden," spottete Marie weiter, „uns Frauen sind Sie aber durchaus nicht gefährlich. Sie sind zu schön für einen Mann. Mich wenigstens macht ihre Schönheit ungeduldig."

„Sie haben Recht," sprach Keith traurig, „es ist so, die Frauen ziehen mir Männer vor, welche" — er stockte.

„Welche beiweitem nicht so schön sind wie Sie," ergänzte Marie. „Ja, ja, Sie würden ein reizendes Weib abgeben, ich möchte Sie einmal in Damentoilette sehen."

„Wäre das so unmöglich?" sagte Keith.

„Kommen Sie, Baron," rief Marie, von dem heiteren Gedanken lebhaft erregt. „Kommen Sie, ich verkleide Sie und dann gehen wir morgen zusammen in das Damenkaffeehaus und sie sollen sehen, wie man mit Ihnen kokettirt und ihnen den Hof macht. Keith sprang fröhlich mit dem schönen Mädchen die Treppe hinab. Sie wählten in der Bude, was

Ihnen passend erschien, und Madame Peneke fand einen Lockenchignon, der herrlich zu Keith's Haarfarbe paßte. In wenigen Minuten war die Metamorphose vollzogen und in der Bude stand ein hohes schönes Weib mit sinnlich blühenden Lippen und jenem verschwommenen sammtenen Glanz im Auge, der unwiderstehlich scheint, und Alle lachten, Herr Peneke im Baß wie ein Bär, der Honig leckt, Madame mit heftigem Gackern wie eine Henne, die eben ein Ei gelegt hat, und Marie — gleich einer trillernden Lerche.

Am folgenden Tage genügten einige Zeilen an Plant, um für den Abend des köstlichsten Spasses gewiß zu sein. Es schien ein Zufall, daß Wolfgang im Damencafé saß, als Marie mit Keith eintrat, aber Plant hatte seinerseits Wolfgang bestellt, um mit seiner Hilfe sich leichter von Marie losmachen zu können. Er durfte es nicht mehr recht wagen, sich mit dem Mädchen öffentlich sehen zu lassen.

Indeß kam es ganz anders, als er erwartete. Kaum war er da, so stürzte Wolfgang auf ihn los und murmelte: „Wer ist die Dame, in deren Begleitung Deine Geliebte ist, es scheint eine junge Frau."

Plant blickte jetzt erst hinüber und sah an Mariens Seite, eine herrliche Gestalt mit üppigen

Formen und ein Antlitz mit großen Zügen zwar, aber so majestätisch schön und seltsam pikant, daß er selbst Feuer fing.

„Stelle mich vor, ich beschwöre Dich," fuhr Wolfgang fort. Plant nahm ihn hierauf unter den Arm, näherte sich dem Tische, an dem Marie und Keith saßen, nahm den Hut ab und sagte nachlässig zu Marie: „Stelle uns vor."

„Mein Verlobter Plant," murmelte diese ein wenig verlegen, „Herr Wolfgang, Bildhauer, Frau von Karzow."

„Sie sind eine Russin, meine Gnädige," begann Wolfgang.

„Allerdings," erwiderte Keith, welcher eine grüne Seidenschleppe und schwarzen Sammtpaletot trug und von dem schwarzen französischen Sammthute rasch den Schleier herabgelassen hatte. „Ich bin hier fremd, habe bei Frau Peneke Einkäufe und auf diese Weise die Bekanntschaft ihrer liebenswürdigen Tochter gemacht."

„Und bleiben Sie länger."

„Wenn es mir gefällt."

„O! es soll Ihnen bei uns gefallen."

„Sie sagen dies mit solcher Bestimmtheit."

„Wir werden uns alle Mühe geben, mein Freund

Plant und auch ich, wenn Sie erlauben." Wolfgang verlor den Faden, er war verwirrt, seine Sinne schienen im Aufruhr, er starrte das schöne Weib an seiner Seite an und sagte endlich: „Was Sie für eine herrliche Stimme haben, ich liebe die Altstimme zum Verrücktwerden."

Keith lachte und sein Lachen klang so weiblich, so bezaubernd, daß Wolfgang immer leidenschaftlicher wurde. Es währte nicht lange, so hatte er die Hand der vermeintlichen Russin gefaßt und schien nicht übel Lust zu haben, sie nicht mehr loszulassen. Keith, dem die Situation ängstlich wurde, mahnte Marie zum Aufbruch. Nun schickte es sich aber, daß Plant der Geliebten den Arm bot, und so mußte die Russin mit Wolfgang zurückbleiben. Als dieser erst die Hand seiner Begleiterin auf der seinen zittern fühlte, wurde er kühner, er sprach von dem tiefen Eindruck, den sie ihm, gleich als er sie eintreten sah, gemacht, er sprach von einer Leidenschaft, deren Flammen ihn zu verzehren drohten, und je mehr er unter dem Schleier hervor ein helles Lachen zur Antwort bekam, um so weniger konnte er sich beherrschen.

„Eine Stunde wie diese", flüsterte er, „heißt es nützen, ich fühle es, daß ich Sie heute gewinnen oder verlieren muß für immer. Sagen Sie mir, daß Sie

mich nicht mehr sehen wollen, oder gestatten Sie mir, Sie zu besuchen, morgen, nein! nein! heute noch."

„Wo denken Sie hin."

„Morgen also?"

Keith überlegte, aber nur, wie er den Gedanken, der ihn mit dämonischer Lust erfaßt hatte, ohne Gefahr ausführen konnte, denn ihn beherrschte nur ein Gedanke, der der Rache, und ein Gefühl, das des Triumphes.

„Sie werden mich sehen, sehen und sprechen."

„Wo? Wann?"

„Kommen Sie morgen um acht Uhr Abends an die Ecke der Lilien- und Sterngasse und erwarten Sie dort das Weitere"

„O, ich danke Ihnen." Sie waren eben vor der Bude angelangt. Wolfgang preßte die Hand seines Todfeindes zärtlich an seine Lippen und verabschiedete sich dann ehrerbietig.

„Du kannst auch gehen", sagte Marie zu Plant. Er sah sie groß an, er hatte eine Intrigue ersonnen, sich im Kaffeehause von ihr zu befreien, jetzt schickte sie ihn fort, und gerade jetzt wäre er gerne geblieben. So sind die modernen Männer, sie wollen schlecht, ja sie wollen grausam behandelt sein, das reizt sie. Deshalb wenden sie sich gelangweilt von den Thränen

ihrer hübschen kleinen Frau ab und eilen zu jenen zweifelhaften Damen mit den Marmorherzen. — —

Es war ein düsterer stürmischer Winterabend, als Wolfgang in einen Radmantel gehüllt an der Ecke der Liliengasse stand, vor Erregung und Erwartung zitternd.

Schlag acht Uhr kam Marie, die in ein großes Tuch gewickelt war, ihn zu holen. Sie führte ihn durch die Flur im Finstern die Treppe hinauf bis vor Keith's Thüre, öffnete dieselbe und hieß ihn eintreten, hinter ihm wieder schließend.

Der Bildhauer war geblendet. Marie hatte Alles so artig und effektvoll arrangirt, daß sogar die Phantasie eines Künstlers befriedigt werden mußte.

Rothe Gardinen verhüllten die Fenster und ein rother Himmel spannte sich über dem Lager mit den seidenen Kissen und blendenden Spitzen aus. Ein großer Teppich bedeckte die Diele. Das matte träumerische Licht kam von oben, aus einer kleinen Ampel, welche von der Decke herabhing. An der einen Wand stand ein niederer türkischer Divan, umgeben von Orangen- und Zitronenbäumen und einem Epheugelände, über die schwellenden Polster war das Tigerfell gebreitet und auf dem Tigerfell lag der junge Gott ausgestreckt in einer Robe von weißem Atlas, einem gelbseidenen

mit schwarzen Spitzen besetzten Ueberwurf, einen schwarzen Schleier um den schönen Dyonisoskopf geschlungen. So lag er da, im wollüstigen Halbdunkel auf den einen Arm gestützt, und lächelte Wolfgang an.

Dieser verfehlte den Schritt und stolperte, stammelte eine Reihe alberner Phrasen und fühlte endlich selbst, daß er eine lächerliche Figur mache. Dem jungen Gott aber war es zu Muthe, als sei er wirklich ein Weib, ein Weib, das Rache nehmen wolle, und er spielte mit Wolfgang jenes grausame Spiel, von dem man meint, daß nur Frauen es zu spielen vermögen, die geschulteste Kokette hätte ihn um seine Kunstgriffe, um dieses matte, ersterbende Hauchen der Worte, dieses verrätherische Wogen der Brust, diesen feuchten sehnsüchtigen, süß verstrickenden Blick, diese trägen, nachlässigen Bewegungen beneiden können.

Wolfgang kam nicht mehr zu Athem und endlich war der Augenblick da, wo er, seiner selbst nicht mehr mächtig, in die Knie sank, von Liebe stammelte, um Liebe flehte und wie ein Wahnsinniger seine glühende Stirne gegen die Polster des Divans preßte.

Keith betrachtete den Mann, der bebend zu seinem Füßen lag, mit einem tiefen Blick der höchsten Befriedigung. Mit einem Male aber richtete er sich auf und begann laut zu lachen. Zugleich wurde die

Thüre geöffnet, Marie trat herein, in jeder Hand einen silbernen Armleuchter — sie waren bei Madame Peneke verpfändet — mit fünf Kerzen und hinter den rothen Gardinen der Fenster und des Himmelbettes kamen die Kameraden Keith's hervor und alle schüttelten sich vor Lachen.

Keith hatte rasch die Frauenkleider, Locken und Schleier abgeworfen und stand in seiner Uniform vor Wolfgang, der ihn in unbeschreiblicher Vernichtung anstarrte und noch immer vor ihm auf den Knieen lag.

„Es thut mir leid," rief Keith, „Ihre glühende Liebe nicht erwidern zu können, aber Sie sehen, ich bin zu meinem größten Bedauern kein Weib, sondern ein Husar."

Wieder jenes durchdringende höllische Gelächter, das Wolfgang stumm und reglos gemacht hatte, diesmal riß es ihn aber empor, er wollte etwas sagen, seine Lippen bewegten sich, seine Brust arbeitete, aber es gelang ihm nicht, einen menschlichen Ton hervorzubringen, nur eine Art Stöhnen, das wie das Weinen eines Thieres klang, seine Hand tastete in der Luft herum —

Marie reichte ihm den Hut.

Er warf noch einen Blick, nicht auf die Anwe-

senden, sondern gleichsam in das Leere hinein, als wolle er in unendlicher Ferne irgend Etwas entdecken, und ging aufrecht mit steifem Schritt, wie ein Betrunkener, der sich mit Gewalt auf den Füßen zu erhalten sucht, zur Thüre hinaus. Auf der Treppe hörte man ihn noch ein Mal stolpern, dann war der Spaß für Wolfgang vorbei.

Oben in der Stube des Barons ging es aber jetzt erst recht los. Marie brachte einige Flaschen Wein und kalte Küche. Die Offiziere machten es sich bequem, schnallten die Säbel ab, lösten die Goldschnüre ihrer Dolmans und Keith verwandelte sich noch einmal in eine Modedame und saß unter ihnen, bald die frechen Gesten einer Halbweltschönen, bald die ungenirten Manieren einer aristokratischen Kokette nachäffend. Die Kameraden machten ihm heftig den Hof. Einer zog ein Spiel Karten aus der Tasche. Man trank, spielte Onze et demi, sang und erhitzte sich immer mehr. Als der Tumult am größten war, erschien Marie wieder, um zu fragen, ob die Herren etwas wünschen.

„Nichts, als Sie selbst," rief einer der Husaren.

„Bleiben Sie doch bei uns," bat ein Anderer.

„Das würde sich wohl nicht schicken," sagte das schöne Mädchen, „was würden meine Eltern sagen."

„Wer wird die Alten fragen," entgegnete Keith, der bereits zu viel getrunken hatte. „Sie bleiben da, Marie," er sprang auf und faßte sie um die Taille.

„Lassen Sie mich los," rief sie, ihr Eigensinn empörte sich gegen jede Art von Gewalt, welche man ihr anthun wollte, aber Keith hatte die Herrschaft über sich selbst verloren, er preßte das stolze Mädchen, das sich mit zorniger Kraft wehrte, an sich und sperrte zugleich die Thüre, dann hob er sie, die ihn biß, kratzte und mit den Knien stieß, auf die Arme — was er wollte, wußte er selbst nicht recht — vielleicht nur seine Kraft beweisen, ihren Widerstand brechen —

Sie aber stieß einen Schrei aus, den man im ganzen Hause und auf der Straße sogar hörte.

Schon polterte Herr Peneke die Treppe empor und klopfte an Keith's Thüre. „Ich bitte, meine Herren, machen Sie auf."

„Unmöglich, guter Trödler." Er hörte Lachen und von neuem Marie um Hilfe rufen.

Jetzt wurde Peneke hitzig, er hatte bei der Garde gedient und verstand in solchen Sachen keinen Spaß.

„Machen Sie auf, schrie er, „sonst schlage ich die Thüre ein."

Die Kameraden baten Keith, zu öffnen, er riß endlich die Thüre auf, hinderte aber Peneke, einzutreten.

„Was wollen Sie da?“

„Meine Tochter.“

„Sie ist nicht hier.“

„Das ist eine Lüge,“ schrie Marie.

„Schöne Geschichten,“ schnaubte Peneke, der Zorn benahm ihm den Athem und hinderte ihn am Sprechen, „dem Vater Geld heraus filoutiren und die Tochter —“ er stieß zugleich Keith vor die Brust und machte sich so den Eingang frei —

Keith wankte zurück, bis in die Lippen bleich, riß den Säbel eines Kameraden, der an dem Thürstock lehnte, aus der Scheide und stieß Peneke nieder.

Dies Alles war nur ein Augenblick. — — —

Die Offiziere fielen Keith in den Arm als es zu spät war.

Es folgte ein zweiter Augenblick, in dem Alle wie gelähmt waren, Keiner ein Wort fand.

Marie kam zuerst zu sich, sie warf sich über den alten Mann, der in einer Blutlache lag, und schrie jammervoll um Hilfe. Es erschien Frau Peneke in Unterrock, Nachtjacke und Nachthaube und sank in Ohnmacht, einer der Offiziere hatte einen Arzt geholt,

welcher die Stirne in große Falten zog und erklärte, Peneke sei todt.

Während dies Alles geschah, saß Keith auf einem Stuhl, selbst regungslos wie eine Leiche, er trug noch immer die schimmernden Frauengewänder. Die Kameraden zogen sie ihm aus, schnallten ihm den Säbel um, setzten ihm die Mütze auf und führten ihn fort. — —

Am folgenden Tage umstanden Hunderte von Menschen in großer Aufregung das kleine Haus in der Lilienstraße und einige Zeitungen besprachen den Vorfall in einer Weise, welche geeignet gewesen wäre, Bismarck Nervenschmerzen zu verursachen, aber — wir sind in Deutschland, die Polizei zerstreute die Menschenmenge, die Zeitungen wurden confiscirt und von der ganzen Tragödie blieb nichts übrig als ein ausgiebiger Gesprächstoff für die Bierstuben. —

Keith wurde in Arrest geschickt und später auf die Festung — für volle drei Monate. Höher taxirte man das Leben eines Bürgers nicht. Aber man muß zugeben, daß Keith empfindlicher dadurch gestraft wurde, daß man ihm bedeutete, seine Charge zu quittiren.

Dies geschah aber nicht etwa deshalb, weil er nach gemeinen Begriffen einen Mord begangen hatte,

sondern nur, weil er sich bei diesem Morde der ihm zustehenden Waffe nicht vorschriftsmäßig bedient hatte.

Hätte er den alten Peneke niedergehauen, so hätte er in keiner Weise an Achtung eingebüßt oder eine Strafe erlitten.

Der alte Peneke lag auf dem Katafalk, vom gelben Kerzenlicht traurig beschienen, Marie wälzte sich in ihrer Kammer schluchzend auf dem Boden und zerriß ihr Haar, Madame Peneke schnupfte entsetzlich viel Tabak um ihre Thränen zu stillen, und Hunderte gingen ein und aus, um den Todten anzuschauen, zu seufzen, zu bedauern, und über das unglückliche Mädchen mit versteckten Anspiegelungen, halben Worten und Blicken gegen Himmel ein herzloses Gericht zu halten, nur Plant ließ sich nicht sehen.

Die Posaunen tönten feierlich heiser vor dem kleinen Hause in der Lilienstraße, die versoffenen Träger mit den rothen Maskennasen luden den braven Alten auf die Schultern, hinter dem Sarge wankten zwei schwarzgekleidete Frauen, das Gesicht mit dem Taschentuch verdeckend. Plant ließ sich nicht sehen.

Die Schollen fielen in das offene Grab, der Kirchhof wurde leer, auf einem Grabhügel lag ohn-

mächtig ein schönes bleiches Mädchen eine alte zitternde Frau leistete ihr Hilfe und nahm, als sie durchaus nicht zu sich kommen wollte, in der Verzweiflung ihres Herzens eine Priese Tabak. — Plant ließ sich auch jetzt nicht sehen.

Erst nach einigen Tagen kam er, als es so recht finster war. Er hatte zum Ueberflusse noch sein Gesicht durch ein weißes Cache-nez verdeckt und er kam nicht, um zu trösten.

„Es ist ein Skandal," sagte er, „die ganze Stadt spricht von Marie und bricht über sie den Stab —"

Er schien sich in diesem Augenblicke so moralisch, wie irgend ein Deutscher unserer Tage.

„Ich will glauben, daß sie in dieser Sache unschuldig ist, aber ihr ganzer Lebenswandel ist ein leichtfertiger, sie hat keine festen Grundsätze, sie hätte das Zimmer des Offiziers gar nicht betreten dürfen. Es ist ein Skandal und wir müssen uns trennen."

Marie zeigte sich vollständig ruhig, sie weinte nicht, sie bat ihn nicht, zu bleiben. „Wir müssen uns trennen," sagte sie mit großer Festigkeit, „er ist ganz im Rechte, ich bin leichtfertig."

So trennten sie sich denn.

Als er fort war, stopfte Madame Peneke heftig

Tabak in ihre Nase. „Er hat Recht," sagte sie, „Du bist leichtfertig. Wir haben Dich wie eine Komtesse erzogen. Es soll aber jetzt anders werden. Arbeit ist keine Schande."

Marie stieg hierauf in ihre Kammer, hüllte sich in ein großes Tuch, öffnete das Fenster und setzte sich auf die Brüstung.

Als es Mitternacht war, saß sie noch da und blickte zu dem Himmel empor, der ihr in seiner winterlichen Klarheit, in seinem eisigen Glanze wohl zu thun schien, und sie war so ruhig, so gefaßt, als hätte sie nach langem Kampfe einen Ausweg gefunden.

Sie blickte zu den Sternen, ohne Wehmuth, ohne Schwärmerei.

Für sie waren es nicht leuchtende Welten, die im unendlichen Raume schwebten, nicht geheimnißvolle Mächte, die das Leben der Menschen bestimmen, beschützen oder bedrohen, für sie waren es funkelnde Diamanten, sie sah sie dafür an und lächelte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Inhalt.

		Seite
1. Kapitel.	Drei verständige junge Leute und ein alter Narr	1
2. „	Handelt von drei musterhaften Fräuleins . .	26.
3. „	Waare oder Käuferin	43.
4. „	„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht“	60.
5. „	Eine merkwürdige und eine recht gewöhnliche Familie	84.
6. „	Deutsche Liebe	107.
7. „	Metamorphosen	131.
8. „	Wie Israel tanzt	148.
9. „	Der erste Schritt zur Million	164.
10. „	Point d'honneur.	177.

W. u. H. PERLINGE
BUCHBINDERE
MÜNCHEN 7
Georg-Brauchle-Ring

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sacher-Masoch, Leopold von

Die Ideale unserer Zeit Roman in vier Büchern. von Sacher-Masoch

Bd.: 1

Bern 1876
P.o.germ. 1962 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11336586-2